



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup>. 7.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman

von

S. Rosenthal-Bonin.

VIII.

Liberio hielt sich nur einen Tag in Paris auf, und nachdem er sich unterrichtet hatte, wo Hamburg lag, dampfte er auch schon der Richtung nach Köln zu; er erreichte glücklich die nordische Hafenstadt. Allerdings war es ihm recht unheimlich, daß er kein Wort der Landessprache verstand, da er jedoch schon einmal drei Monate in London gewesen und, ohne von jener Sprache mehr zu wissen als

von der deutschen, ganz gut als Taschenieb sich fortgebracht hatte, so zweifelte er nicht, daß er auch hier sich zurechtfinden würde, zumal er jetzt achthundert Franken in gutem Geld in der Tasche hatte.

Es wurde ihm nicht schwer, den Cirkus Ferrini aufzufinden, und die Plakate an den Straßenecken, die groß gedruckt den Namen Paul Koda zeigten, bewiesen ihm, daß er dort Den finden würde, gegen den er jetzt einen glühenden Haß empfand, wie gegen Alle und gegen Alles, was seiner Geldgier und Genußsucht ein Hinderniß bot. Seine südamerikanisch heiße, brennende Phantasie zeigte ihm ein Paradies müheloser Lebensfreuden, ungezügelter Freiheit, alle seine Wünsche befriedigen zu können, vor welchem dieser Mensch stand und mit seinem Leibe den Eintritt ihm wehrte; er sah ferner in ihm den Sohn jenes Mannes, den seine Schwester geheirathet, weil sie ihn für ungeheuer reich hielt,

der sie dann in Armuth und Elend geführt und treulos verlassen; — das Geld, welches von Rechts wegen seiner Schwester gehörte, um das sie eigentlich betrogen worden, sollte jetzt dieser Mann erhalten — wenn nicht Alles, so doch den größten Theil. — Das durfte nicht sein, dafür wollte er jetzt sorgen, und es müßte sonderbar zugehen, wenn einem Kunsttreiter nicht etwas zustossen könnte, dann aber machte er Halbpast mit seiner Schwester; nur müßte die Sache schnell gehen: erstens ist, was lang dauerte, noch nie gut geworden, zweitens lief der Schlußtermin in knapp drei Monaten ab, und drittens war seine Schwester eine eigene Frau, die, falls sie erfuhr, daß dieser Koda noch lebte und ihr Sohn sei, ihm in seinem Thun sehr störend werden konnte.

Das waren die Erwägungen und Entschlüsse des Herrn Liberio Berruggas, die ihn so eilig nach Hamburg und in



Am Strande von Percé (Kanada). Zeichnung von L. R. O'Brien. (S. 79.)

den Cirkus Ferrini führten. Er stellte sich dem Direktor vor.

Dieser schaute dem braunen, ausgemergelten Mann in das bartlose Gesicht. Die dicken Lippen, die scharfe Nase, die kleinen, geschlitzten, bald blau, bald schwarz schimmernden Augen sagten sofort dem Direktor, daß er einen Mexikaner, und die Haltung des Menschen, daß er einen Kunstgenossen vor sich hatte.

„Sie wünschen Arbeit bei uns?“ fragte der Direktor in französischer Sprache.

„Ja, ich habe eine Spezialität,“ gab Liberio Auskunft. „Ich bin Japanese und fange Schmetterlinge.“

„So — haben Sie etwas bei sich, daß ich eine Probe sehen kann?“ erkundigte sich der Direktor.

„Zu dienen — bitte, geben Sie etwas Raum.“

Der Direktor trat zurück, und Liberio nahm jetzt aus einer Schachtel eine Anzahl Papierschmetterlinge, zog aus seiner Rocktasche eine Art Häcker, warf erst einen, dann zwei, dann drei, vier, fünf Schmetterlinge in die Luft, eilte ihnen mit dem Häcker nach und trieb sie, indem er unmerklich blies und mit dem Häcker Wind machte, so außerordentlich geschickt und mannigfaltig umher, daß man glaubte, lebende Schmetterlinge zu sehen, die bald vor dem Häcker eilig flüchteten, bald sorglos umhergaulekten. Schließlich fing Liberio einen nach dem andern. Er war Virtuose in diesem Kunststück und hätte überhaupt als Jongleur ganz anständig dadurch sich ernähren können, aber diese Produktionen erforderten Anstrengung, und Liberio wollte nicht arbeiten, ihm war jede regelmäßige Thätigkeit eine Last, und deshalb trieb er sich lieber als Gauner und Industrieritter in der Welt herum, oft als geheimes Wild der Sicherheitsbehörde, und griff nur zu seinem Berufe, wenn die bitterste Noth ihn zwang, oder er andere Zwecke damit verbinden konnte.

Dem Direktor gefiel die Spezialität, sie war frei, originell, rief Spannung hervor und amüsierte das Publikum, und der Künstler hatte, was auch wichtig war, das Gesicht eines Japanesen.

„Sie besitzen Garderobe?“ fragte er daher Liberio.

„Ich habe zwei Japanesekostüme, — nur brauche ich noch ein kleines Tischchen von Fußbankhöhe, an dem ich zuerst Thee trinke, und einen Diener in Chinesenkleidung, der mir den Thee einschenkt; das bereitet die Zuschauer besser vor.“

„Das würde sich leicht beschaffen lassen. Ich hoffe aber, daß Sie ein zuverlässiger Mann sind und ehrenhaft Ihre Pflicht erfüllen werden,“ sprach Direktor Ferrini, einen scharfen Blick auf den Spanier werfend.

Liberio verbeugte sich nur. „Es wäre mir lieber,“ bemerkte er jetzt, „wenn ich bei Ihnen vorläufig gastieren könnte, ich möchte erst sehen, wie das Publikum meine Produktionen aufnimmt. Ich binde mich auch nicht gern für längere Zeit an eine Gesellschaft — das ist vorthelhafter für mein Renommée als Künstler, der umherflattern muß wie meine Sommervogel. Schließen wir daher vorerst noch nichts Bestimmtes ab, Sie haben ja Zeit, später mit mir darüber zu reden. Sagen wir bis auf Weiteres: vier Tage,“ schloß Liberio.

„Das ist etwas wenig,“ meinte darauf der Direktor. „Ich will jedoch Ihren Wünschen entgegenkommen, — sehen wir eine Woche fest.“

„Nun gut,“ gab Liberio nach.

„So will ich Ihren Namen eintragen.“ Der Direktor nahm sein Geschäftsbuch.

„Ich heiße Carlos Caserini, bin aus New Orleans und amerikanischer Bürger.“

Der Direktor nickte. „Ich werde Ihre Legitimation auf die Polizei senden müssen, — haben Sie Ihre Papiere bei sich?“ fragte er das neue Mitglied.

„Sie sind in meinem Mantelsack,“ verneinte Liberio, „bei einem so kurzen Aufenthalt wird das wohl auch nicht durchaus nötig sein,“ warf der Spanier leicht hin ein.

„Allerdings nicht durchaus, es wäre jedoch für alle Fälle besser; ich halte darin Ordnung, besonders falls wir länger zusammen bleiben, müßte ich Sie bei der Behörde melden.“

„Ich werde die Papiere mitbringen,“ erwiderte Liberio. Er besprach noch einige Punkte mit Direktor Ferrini, und die Verhandlungen waren abgeschlossen.

„Mein Name!“ sprach beim Fortgehen der Spanier zu sich; „es ist besser, wenn ich vorerst ein kleines Infognito habe. Die Sache könnte schief gehen — und dann dürften sie lange nach Carlos Caserini suchen, ich wünsche ihnen viel Vergnügen dazu,“ und Liberio drehte sich mit befriedigtem Gesicht eine Cigarrette und blies den Rauch in die winterliche Luft, die ihm, obwohl ein so entschiedener Südländer, nichts anzuhaben schien.

Seit der Schlittschuhpartie auf der Alster war die Freundschaft zwischen Ernestine und Rosa viel inniger geworden. Ernestine besuchte ihre Freundin in dem Hinterhaus auffallend häufig, schien aber weniger als sonst das Bedürfnis zu empfinden, jene bei sich zu sehen, seltsamerweise hatte auch Ernestine jetzt ein feines Gehör bekommen, denn sie unterschied bei ihren Besuchen alle Schritte draußen auf der Treppe und im Wohnzimmer und schien von einer Art Leidenschaft ergriffen worden zu sein, auf den Schall von Tritten zu lauschen, um an diesen die Personen zu erkennen. Sie hatte es auch darin in der kurzen Zeit so

weit gebracht, genau zu wissen: jetzt geht draußen Herr Hase, nun Frau Bernike, dann der Stadtreisende in Weißwaren, der kleine, zukünftige Schlossermeister und in diesem Augenblick Herr Paul Roda.

Die Gänge dieses jungen Herrn mußte einen ganz spezifisch aufregenden Einfluß auf Fräulein Ernestine ausüben, denn das Ruhigste wurde ihr mit einem Male schwer; sie ging an's Fenster oder näherte sich der Thür, als ob sie fortgehen wollte. Heute hielt Rosa diese Unruhe der Freundin nicht mehr aus. Es erschallten leichte Schritte im Wohnzimmer — da sprang Rosa plötzlich auf, öffnete die Thür und rief: „Auf ein Wort, Herr Roda!“

Galant und höflich leistete der junge Mann der Aufforderung Folge und trat in das Zimmer.

Ernestine war erschreckt aufgesprungen und ward bleich und roth, ihr Athem ging gepreßt.

Paul verneigte sich tief und sein Blick ruhte mit Wärme auf Ernestines unruhigen Zügen.

„Herr Roda,“ begann Rosa, „ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden.“

„Ein ernstes Wort?“ lächelte der Angeredete.

„Sehr ernst,“ fuhr Rosa fort. „Sie besitzen eine Uhr?“

„Ich bin so glücklich,“ antwortete Paul. „Bitte, so ziehen Sie dieselbe heraus.“

Der junge Mann that, wie ihm befohlen.

„Wie spät haben wir?“ fragte Rosa.

„Ein Viertel vor Zwölf.“

„Und wann wird gegessen, Herr Roda?“

„Um ein Viertel nach Zwölf, mein Fräulein.“

„Sie haben das Gramen gut bestanden, Herr Roda,“ fuhr Rosa fort. „Es folgt aber noch eine Schlussrede des Präzeptors nach. Pünktlichkeit ist nicht bloß die Höflichkeit der Könige, sondern sie steht auch jungen Herren gut und sie erfreut das Herz der Köchinnen und Wirthinnen. Sie wollen jetzt noch einen Ausgang machen und werden sicherlich in einer halben Stunde nicht zurück sein. Wäre nun der Essig theuer, so würde ich meine Frau Mutter bitten, mit ihrem Gesicht den Salat anzumachen, wenn der Herr Roda wieder einmal nicht zur Essenszeit da ist, weil jedoch das Quart nur einen Groschen kostet, werde ich Mama bitten, das Gesicht für Herrn Roda zu reserviren. Sie sind in Gnaden entlassen, mein Herr,“ schloß Rosa würdevoll.

„In diesem Fall würde ich es vorziehen, den kleinen Weg zu unterlassen,“ sprach jetzt Paul, „und die Damen um Erlaubniß bitten, Ihnen, bis die Glocke tönt, Gesellschaft leisten zu dürfen.“

„Ich bin augenblicklich nicht Herrin dieses Raumes,“ antwortete Rosa, „ich habe einen Gast, und der hat zu befehlen,“ wandte sich Rosa schelmisch zu der Freundin.

„Nein, Du gebietest hier,“ wehrte Ernestine ab; „ich will jedoch den Herrn nicht vertreiben.“

„Nun, wenn Du gnädigst gestattest, so setzen Sie sich, Herr Roda. Ich schlage folgendes Gesprächsthema vor,“ plauderte Rosa weiter: „Wir sprechen nicht von Liebe, nicht vom Heirathen, nicht vom Wetter, nicht vom Schlittschuhfahren, nicht vom Cirkus.“

„Das sind sehr negative Vorschläge,“ unterbrach lachend der junge Mann.

„Sondern vom Essen,“ fuhr Rosa unbeirrt fort, „das regt den Appetit an und stärkt vor dem Mittag den Magen. Was essen Sie gern, Herr Roda?“

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht, ich gebe wenig auf Essen,“ versetzte der junge Mann.

„Das ist ein Beweis von Unkultur,“ meinte Rosa.

„Sie sind also darin nicht gebildet. Was ißt Du am liebsten, Ernestine?“ wandte sie sich zur Freundin.

„Im Allgemeinen ist diese Frage schwer zu beantworten,“ erwiderte diese.

„Also zuerst von Gemüsen?“ begann Rosa zu fragen.

„Spargel, Blumenkohl, Schwarzwurzeln,“ gab Ernestine Auskunft.

„Lieben Sie das auch, Herr Roda?“ wandte Rosa sich an diesen.

„Ja, sehr.“

„Magst Du Zunge mit Sardellen, Ernestine?“ forschte Rosa weiter.

„Das gehört zu meinen Lieblingsgerichten,“ bekam sie zu hören.

„Bei Ihnen, Herr?“

„Ich esse das gleichfalls sehr gern.“

„So, Sie Beide haben eine gemeinsame Leidenschaft für Spargel, Blumenkohl, Schwarzwurzeln, Zunge mit Sardellen, Sie gehören zusammen, Sie sollten sich — ah, das Thema ist von mir ausgeschlossen,“ unterbrach sich Rosa. „Sie brauchen nicht roth zu werden, meine Herrschaften, in diesen heiligen Hallen kennt man Unfrieden nicht. Doch um von etwas Vernünftigerem zu sprechen: Weshalb können wir nicht einmal eine Schlittenpartie machen? Meine Mutter ist schon lange dafür, Onkel Hase auch, sollten wir uns nicht diesen Herrschaften anschließen, — was denken Sie davon, Herr Roda?“

„Da wäre mir ein Wunsch erfüllt,“ pflichtete der junge Mann mit einem Blick auf Ernestine fast eifrig bei.

„Und Du, meine Aeoloharfe?“ richtete Rosa die Frage an die Freundin.

„Wenn mein Verlobter mitkommt,“ sprach Ernestine zögernd.

Das Gesicht des jungen Mannes verfinsterte sich etwas. „Ach, der hat ja nie Zeit,“ warf Rosa ein, „vielleicht

wird das anders, wenn ihr die halbe Million befißt. Wäre der Senator Wallroden so galant gewesen, drei Monate früher das Zeitliche zu segnen, wärest Du jetzt Frau und brauchtest nicht viel zu fragen.“

„Ist dieser Zeitpunkt als Termin für Ihre Verheirathung festgesetzt?“ wandte Paul sich an Ernestine.

„Ja, mein Verlobter will vorerst diese Angelegenheit geordnet wissen.“

„Also zum Frühling?“ erkundigte Paul sich, die Augen wie sinnend zu Boden geschlagen.

„Jedenfalls noch Anfangs April,“ gab Ernestine zurück, in einem Ton, der nicht nach freudiger Hoffnung klang, wie man das bei einer glücklichen Braut erwarten durfte, sondern eher bedrückt und trüb schien.

Paul schaute zu dem Mädchen auf, und sein sonst so stiller Blick zeigte ein Feuer, ähnlich dem, das ihn bei seinen Produktionen im Cirkus befeuerte. „Drei Monate,“ flüsterte er leise, jedoch immerhin laut genug, daß der Ausdruck, mit welchem die Worte gesprochen wurden, das Ohr des jungen Mädchens erreichen konnte, — ein Ausdruck, der ihr Herz freudig und heftig erschreckt erbeben machte.

Da ertönte die Tischglocke, das Essenszeichen, und mahnte Ernestine zum Aufbruch.

Man erhob sich; Paul reichte der jungen Dame die Hand und behielt sie wohl länger, als im Allgemeinen bei solcher Gelegenheit üblich ist, und er fühlte einen leisen Druck, der auch lebhafter als hergebrachte Höflichkeit sprach.

Rosa schaute vergnügt und begleitete ihre Freundin bis zum Ausgang. Sie ermahnte sie, ihr Herz nicht an den schönen deutschen Spanier zu verlieren.

„Wenn ich's dürfte, wär' es vielleicht schon geschehen,“ meinte Ernestine recht ernst.

„Unwürdig, der in Fesseln schmachtet!“ lachte Rosa vieldeutig, der Freundin die Hand gebend. Beim Hinaufsteigen zum Wohnzimmer zeigte aber auch sie ein sehr ernstes Gesicht.

## IX.

Klas Holtrup entwickelte einen rastlosen Eifer, das Hebungsgeschäft des Bassio zu betreiben; er hatte einen Dampfer gemiethet, Mannschaft geworben, vier Taucher engagirt und Apparate geliehen, und wenige Tage nach seinem Besuch bei Paul Roda war die Expedition gerüstet, den Hafen zu verlassen.

Das geschah in der Nacht mit der Ebbe, so daß man Morgens früh in Guxhaven bei Eintritt der Flut war, um sechs Stunden später gegen Mittag wieder zur Zeit der Ebbe an der Unglücksstelle zu sein, wo bei dem niederen Wasserstande die Arbeiten leichter vor sich gingen.

Gegen zwei Uhr Morgens fuhr der Dampfer langsam aus den Lichtreihen der ruhenden Schiffe auf der schwarzen Flut der Hafenslaterne zu und in die Ebbe hinein.

Als die Sonne, eine scharf umgrenzte, glühend hellrothe Scheibe, aus dickem, weißschimmerndem Nebel stieg und das Wasser von unheimlichem, pechartigem Schwarz seine Farbe in Graugrün mit rosa Schaumstreifen verändert hatte, kam man in Guxhaven an und dampfte gerade in die See hinaus, als eben der Leuchtturm „Alte Liebe“ seinen hellstrahlenden Lichtkranz verlor.

Um elf Uhr befand man sich bei dem versunkenen Schiffe; der Dampfer warf Anker, die vier Taucher kleideten sich an und hielten ihre gewaltigen Kupferhelme in der Hand, die Luftpumpen wurden probirt. Auf Kommando setzten die Taucher die Helme auf, Klas schraubte diese fest und man maß die Temperatur des Wassers; sie stieg von der Oberfläche bis zu zwanzig Fuß Tiefe um vier Grad, so daß sie neun Grad über Null betrug, eine Kühle, die trotz der Umhüllung von warmer Luft, in der sich die Taucher vermöge ihrer Gummianzüge befanden, diesen nicht erlaubte, länger als vier Minuten unter Wasser zu bleiben.

Es wurde noch einmal genau gelotet, die Lage des Schiffes in der Tiefe mit Stangen abgemessen und gemessen und dann eine Zeichnung des Schiffsrumpfes unten u. d. seinen Eingängen vermittelft Kreide auf dem Deck abgezeichnet. Die Taucher studirten jetzt diesen Grundriß und Nummer Eins meldete sich als bereit; die Pumpen arbeiteten und die anliegenden Gewänder des Tauchers bliesen sich auf, er erhielt die Sicherheitsleine und versuchte, ob die Signalklingel tönte, dann stieg er über die Leiter in das Wasser hinab. Die Pumpe arbeitete regelmäßig, die Luft des Zufuhrschlauches zeigte, daß die Athmungsluft richtig cirkulirte, und die aufsteigenden Blasen bewiesen, daß die verbrauchte Luft gut entwich.

Die Klingel ertönte, das Zugseil, an dem der Taucher sich befand, wurde angezogen und der Mann erschien wieder über Wasser. Er berichtete: das Schiff läge unverkehrt da, völlig gefüllt mit Wasser, alle Luken ständen offen, ebenso die Klappe zur Kajütentreppe, es wäre deshalb möglich, bis zur Kajüte vorzudringen, die Thüre der Kapitänskajüte jedoch schien ihm verschlossen, und es wäre nöthig, daß zwei Taucher, mit scharfen Beilen versehen, in die Tiefe gingen, um die Thüre einzuschlagen.

Der Mann ging hinab in den Dampferraum, wo schon ein Bett mit erwärmten wollenen Decken bereit stand, das ihn aufnahm; heißer Thee und Glühwein wurden ihm zur Erquickung gereicht.

Taucher Zwei und Drei machten sich fertig und stiegen in die Tiefe, indeß Klas und Taucher Vier sich einkleideten.

Die Pumpen arbeiteten, — die Leute blieben lange; endlich ertönte das Signal.

Man zog sie herauf.

Sie meldeten, sie wären leicht bis zur Thür gelangt, diese sei jedoch von Eisen und hätte den kräftigsten Beilhieben widerstanden; darauf waren sie um das Schiff herumgegangen bis zur Bruchstelle. Diese, berichteten sie weiter, sei so groß, daß sie bis zur Passagierkajüte reichte; sie hätten gesehen, daß ein Glasfenster, mit einer Gardine, von diesem Raum zur Kapitänskajüte ginge, also konnte man nach Einschlagen dieses und der Holzwand dort eindringen; ferner läge auch ein Theil des Passagiergepäckraums offen, weil die Thür vom Zwischendeck nach oben eingebrochen sei. Sie hätten etwa zehn Gepäckstücke gesehen, — Leichen nur eine, die einer Frau, unter dem Tisch in der Passagierkajüte.

Darauf gingen auch diese Taucher in die bereitgehaltenen Betten und Klas mit seinem Gehülften stiegen hinab.

Man hatte die Luftschläuche verlängert und so gelangten die beiden Männer zum Led.

Die Beleuchtung von oben war nur schwach, — Alles war vom Dämmerlicht umgeben und schimmerte grün mit violettem Rändern — schwarz scheinende Fische schwebten langsam vorüber und wichen gewandt den Tauchern aus; die Schiffswände waren so außerordentlich schlüpfrig, daß es schwer war, sich dort zu halten, und der Boden der großen Kajüte mit so glattem Schleim bedeckt, daß die Taucher keinen sichern Schritt thun konnten und keinen festen Stand hatten, dazu war das Wasser grimmig kalt, lähmend kalt.

Klas that den ersten Schlag gegen das Fenster und zerplitterte es, er schlug wie rasend gegen die Wandung; dann trat sein Gesesse für ihn ein, und so wechselten sie in schieferer Geschwindigkeit ab, jedoch kamen sie bei dem festen Holze wenig vorwärts, sie fühlten, wie ihnen das Blut bedenklich zu Kopfe stieg, sie sahen nur noch Feuerkreise, die immer schneller sich drehten und wahnsinnig sich durcheinander wälzten, vor ihren Augen, sie krochen schleunigst aus dem Schiffsrumpf und gaben das Zeichen.

Völlig erschöpft kamen sie oben an, und es dauerte lange Zeit, bis sie sprechen konnten.

Darauf erzählten sie, in den Betten liegend, was sie ausgerichtet.

Nach einer halbstündigen Erholungspause gingen die ersten zwei Taucher wieder hinunter, dann Taucher Drei und Bier und schließlich von Neuem Klas mit einem Matrosen, der schon getaucht hatte.

Endlich gelang es Klas, ein großes Brett herauszubringen und den Blechkasten mit der Post zu ergreifen, der Matrose bemächtigte sich einer kleinen, eisenschlagenen Holzkrone; sie gaben das Zeichen und gelangten ohne Zwischenfälle nach oben. Ihr Hund erwies sich als die Post mit Briefen und Baargeld und die Schiffskasse. Das betrug hundertundfünfundzwanzig Franken.

Man rieth jetzt ab, vom Passagiergepäck etwas zu bergen, Klas ließ jedoch nicht nach. „Ein Stück ist darunter, meine Herren,“ sprach er, „das ist mir mehr werth als drei solcher Postfäcke. Ich gehe hinunter, und wenn ich noch zehnmal tauchen müßte. Es ist mir nur um das eine Stück zu thun. Laßt ihr mich im Stiche, Jungens?“ wandte er sich an die Taucher.

„Nein, Steuermann!“ ertönte es fast wie aus einem Munde, und Klas ging jetzt mit Nummer Eins in die Tiefe.

Es war im Gepäckraum so dunkel, daß man nichts sehen, sondern nur fühlen konnte.

In rasender Hast tastete Klas an den Kisten und Koffern umher nach den Metallbeschlägen; endlich fühlte er einen, dessen Beschlag sehr glatt war und in der Mitte wie ein Band über den Koffer ging; er stieß den neben ihm arbeitenden Taucher an, sie schoben die unter Wasser sehr leichte Kiste aus dem Schiffe — und mußten sie lassen, weil der Blutdruck im Gehirn zu stark wurde.

Sie ließen sich emporziehen und mußten eine Stunde sich wärmen und ausruhen.

Man bezweifelte auf dem Deck das Gelingen ihrer Anstrengungen und wollte die Versuche aufgeben, da der Zweck des Unternehmens ja erreicht sei.

„Für euch ja, für mich nicht,“ sprach Klas ziemlich grob. „Was schert mich eure Post? Die habt ihr jetzt, drum haltet's Maul. So viel Dank seid ihr mir schuldig, noch eine halbe Stunde zu schwelgen.“

Die ganze Schiffsmannschaft trat auf die Seite von Klas. „Das ist man Euch schuldig, Steuermann,“ sprachen sie. „Ihr habt uns gehuert, und Euch gehorchen wir. Befiehet nur, wir helfen Euch, so viel wir können.“

Klas zog wieder seine Montur an, sein Matrose gleichfalls, und nochmals ging er die Leiter hinab; die Männer hatten ein Seil mit nebartigem Anhang in den Händen; sie erreichten ungehindert die Tiefe, gelangten trotz der zunehmenden Dunkelheit zur Kiste, schoben sie in das Netz und gaben das Zeichen, — empor schwebten sie, die Kiste tragend; sowie diese die Oberfläche des Wassers erreicht hatte, wurde sie plötzlich so schwer, daß die Männer sie loslassen mußten, aber sie hielt in dem Netz, und bald befanden sich Taucher und Kiste an Bord.

Sie hatte eine andere Farbe als die, welche Paul angegeben, auch die Metallbeschläge waren roth, der Matrose trug jedoch mit seinem Stemmmeißel auf dem Beschlag, und die Silberfarbe kam hervor, er schabte an dem Lederbezug und unter dem Grün war's gelbbraun.

Jetzt zweifelte Klas nicht mehr, daß er das richtige Stück geborgen habe. „Das ist, was ich gesucht, Jungens,“ rief er aus. „Nun können wir nach Haus zu Mutter fahren, ich werd's nicht mehr aufhalten.“

Es war auch Zeit; die Sonne machte Niene, in Nebeln zu versinken, die Leuchtschiffe zündeten schon ihre Lampen an, und der Leuchtturm „Alte Liebe“ drehte schon sein Feuer.

In allseitig zufriedener Stimmung, die warm geheizte und hell erleuchtete Kajüte gefüllt vom schönsten Grogduft, Klas und die Taucher um den Kartentisch versammelt und wacker darauf losstrumpfend, dampfte man nach Hamburg zurück, wo man am nächsten Morgen anlangte.

(Fortsetzung folgt.)

## Weingarten.

Von R. S.

(Bild S. 81.)

Die oberschwäbischen Gegenden sind — man darf es wohl sagen — weder im engeren noch im weiteren Vaterland besonders bekannt und es wird auch dem Reisenden, der mit dem Dampfzug die weite Strecke von Ulm bis Friedrichshafen durchfliegt, dem nahe scheinen, als ob diese zum größten Theil einförmige Landschaft seiner besonderen Aufmerksamkeit würdig wäre. Er wirkt höchstens hier und da einen gleichgültigen Blick durch die Fenster auf das ihm uninteressante Gelände und auch der schönste Theil des Weges, das Thal der Schussen, geht ohne beherrschenden Eindruck an ihm vorüber, da er, ermüdet durch die lange Fahrt, nur noch die Minuten zählt, die ihn an die Ufer des Bodensees bringen. Und doch ist kein anderer Theil des Schwabenlandes reicher an Natur Schönheiten und geschichtlichen Erinnerungen als gerade die Gegend von Weingarten und Ravensburg, der Stätte, aus welcher jenes mächtige Geschlecht hervorgegangen ist, das unter dem Namen der Welfen im Mittelalter eine so große Rolle in der Geschichte Deutschlands und Italiens gespielt hat, welches heute noch in seinen Sprossen den Thron von England einnimmt und das königliche Geschlecht der Hannoveraner zu seinen Nachkommen zählt. — An der Hand dieser Thatfachen läßt sich vielleicht der geneigte Leser bewegen, seine Fahrt auf kurze Zeit zu unterbrechen und einen kleinen Abstecher nach Weingarten und Ravensburg zu versuchen.

Je näher man von der kleinen Station Niederbiegen aus dem kaum drei Viertelstunden entfernten Weingarten mit dem auf dem Martinsberg thronenden Kloster kommt, desto gewaltiger wirken die Dimensionen des letzteren, und unvergleichlich schön ist kein Anblick mit dem thurmreichen Ravensburg und dem blauen Gebirgsstod des Säntis im Hintergrund. Veinabe noch großartiger als das Äußere wirkt das Innere der herrlichen Klosterkirche, welche, im Barockstil in den Jahren 1715—1724 auf den Ruinen des älteren Klosters erbaut, zu den größten Gotteshäusern der Schweiz gehört, denn sie mißt in der Länge über hundert Meter, während die Höhe der kühn sich wölbenden Kuppel achtzig Meter beträgt. Mit roth und weißem Stuckmarmor, mit vergoldetem, kunstvollem Gitterwerk, prachtvollen Seitenaltären und schön gemalten Fresken reich und doch harmonisch geschmückt, bildet die Hauptzierde die große Orgel mit 76 Registern und 6666 Pfeifen, von welchen die größte (Contra D), um einen kleinen Beariff zu geben, 4¼ württembergische Eimer fassen kann. Im Chöre befindet sich eine zweite Orgel von 2222 Pfeifen und 25 Registern, welche an Schönheit und Klang des Tones der großen Orgel nichts nachgibt, an herrlicher Schnitzerei und Holzmaselarbeit aber eine der schönsten Zierden der Kirche ist. In einem unterirdischen Gewölbe befindet sich die vor nicht langer Zeit in romanischem Styl restaurirte Gruft mit den irdischen Ueberresten verschiedener Mitglieder des welfischen Hauses. Außerdem befinden sich unter der Kirche verschiedene Begräbnisstätten alter adeliger Familien, so insbesondere die des jetzt noch blühenden Geschlechts der Grafen von Königsegg Aulendorf, gegenüber der Welfengruft unter dem Kreuzabnahmsaltar. Die Gruft der Rebte und Patres des Klosters findet sich neben der Kirche in dem angeschlossenen, noch ziemlich gut erhaltenen gothischen Kreuzgang, die Laienbrüder wurden in dem vom Kreuzgang umfriedigten Hofe bestatet. — Ferner wird in dem unter der Kuppel stehenden Kreuzaltar, dessen unterer Theil Marmor, der Aufsatz durchweg getriebene Metallarbeit aus neuester Zeit ist, ein Theil des Blutes Christi aufbewahrt, der, früher in Mantua verborgen, schon unter Kaiser Heinrich III. an die welfische Familie gekommen und von dieser dem Kloster geschenkt worden war. Alljährlich, am sogenannten Blutfreitag, wird diese Reliquie besonders verehrt. An dem Blutfreitag (Freitag nach Christi Himmelfahrt) wird der sonst in katholischen Gegenden übliche Purgang zu Weingarten nach uralter Ueberlieferung dadurch begangen, daß ein Priester, angethan mit dem eigens dafür gefertigten Schultervelum, die Reliquie des heiligen Blutes in der Rechten, die Bügel in der Linken, auf prachtvoll besonders dafür geschürtem Kofse durch die Wartungen Weingartens reitet, gefolgt von Musikchören und Tausenden von Wallfahrern zu Fuß oder ebenfalls zu Pferd. An den vier Enden der Wartung steigt er ab, singt das Evangelium, gibt den Segen, besteigt das Kof wieder und geht den über vier Stunden dauernden Purgang fort. Zwanzig- bis dreißigtausend Personen warten auf die Rückkehr, an welche sich in der über und über gefüllten riesigen Kirche ein feierliches Hochamt schließt. Am Nachmittag wird eine Art Volksfest gehalten. Auch während der übrigen Zeit des Jahres strömen Tausende von Wallfahrern nach Weingarten.

Die Geschichte des Klosters Weingarten und des am Fuß des Berges liegenden Altdorf, sowie die der nahen Stadt Ravensburg ist mit den Schicksalen des kriegerischen Welfengeschlechts eng verknüpft und reicht bis zur Zeit Karl's des Großen, welcher Irmentrud, die jüngere Schwester seiner Gemahlin Hildegard, mit Jhenhard, einem der edelsten seines Gefolges und Sohn des alemannischen Herzogs Warin vermählte und als Brautpfand die Grafschaften Altdorf und Ravensburg mitgab. An den Ursprung des Namens „Welf“ knüpfen sich mancherlei Sagen, von denen die verbreitetste an dem neuen, prachtvoll gebauten Schulhaus bildlich behandelt ist.

Als eigentliches Stammshloß der Welfen ist die Burg anzusehen, welche einst auf dem Martinsberg an der Stelle des heutigen Klosters stand und erst im Jahre 1047 erfolgte die Ueberiedlung der Hauptlinie unter Welf III., Herzog von Kärnten, Markgraf von Verona, nach der Rauenburg oder Ravensburg

auf dem Weitsberg über der Stadt Ravensburg. Die alte Stammshloß wurde zu einem Nonnenkloster eingerichtet, das, auf rebenbekränztem Hügel gelegen, den Namen Weingarten erhielt. Aber schon 1053 mußten die Nonnen nach Altomünster übersiedeln und den Benediktinern Platz machen, deren Kloster in Altdorf abgebrannt war und welche von jetzt ab unter 40 Päpsten 736 Jahre lang die Bewohner des Martinsbergs blieben.

Die rasch aufblühende Macht der Welfen, welche unter Heinrich dem Stolzen den höchsten Glanzpunkt erreichte, kam auch dem Kloster Weingarten zugute, das mit Stiftungen und Schenkungen aller Art, unter welchen sich auch viele Güter in Tyrol und Vorarlberg befanden, auf's Freigeigste bedacht wurde. Reichte ja doch die eines Königs würdige Herrschaft dieses Fürsten, der mit den Herzogthümern Sachsen und Bayern belehnt und der Erbe weiter Ländererwerb in Italien war, von der Nord- und Ostsee bis an das Mittelmeer! Auch als die schwäbischen Familiengüter der Welfen mit dem Tod Welf's VI., der in Remmingen einen prachtvollen Hof geführt hatte, unter Uebergebung seines Kessens Heinrich's des Stolzen war, sich öfters auf der nahen Haslachburg im Scherzachtal aufhalten haben, wohin auch die Volkssage den Ort seiner Geburt verlegt. — Weingarten wurde unter den unmittelbaren Schutze des Kaisers genommen und war nunmehr eines der reichsten und angesehensten Klöster Schwabens. Obwohl es später unter österreichischer Schirmvogtei schwere und harte Schicksale zu erleben hatte — es brannte nicht weniger als fünfmal ab und wurde in den vielen Kriegsjahren der Reformationszeit oft und gründlich (von den Schweden allein dreimal) ausgeplündert — so hatte es doch im Jahre 1802, kurz vor seiner Auflösung, noch einen Besitz von 6 Quadratmeilen mit 11,000 Einwohnern. An den Fuß der gewaltigen, bereits weiter oben geschilderten neuen Kirche in noch edler Spätrenaissance sollte sich der entsprechende Umbau des ganzen Klosters anschließen. Es existirt in der Schatzkammer der Kirche noch ein mit Luch gezeichnete alter Plan des ganzen Projekts, wonach die Kirche von zwei riesigen Quadraten der Klostergebäude und das Ganze wiederum durch eine Mauer und einen Ring von kleineren Gebäuden umgeben werden sollten. Nur die Hälfte dieses großen Werkes kam zu Stande: das nördliche Quadrat sammt den Hintergebäuden. Dieser Prachttheil wurde, joweit uns bekannt ist, nicht mehr definitiv von den Mönchen bezogen; als der Bau fertig war, trat die Säkularisation ein. Die südliche Hälfte wurde nie begonnen; auf ihrem Platze steht noch das alte Klostergebäude sammt dem gothischen Kreuzgang. Es bildet heute die Wohnung der Geistlichen; ein Theil ist auch dem Militär überlassen. Hinter dem Komplex der Kirche mit den sie flankirenden Klosterflügeln befindet sich ein großer, schöner Hof, an welchen sich in gewaltigem Dreieck die alten Klosterökonomiegebäude, Mühle u. anschließen. Ein großer Theil davon wurde durch einen riesigen Brand vor drei Jahren zerstört. Im Jahre 1803 gelangte die ehemalige Reichsabtei Weingarten durch Staatsvertrag an Nassau und wurde unter Einziehung des Klosters Sitz einer nassauischen Regierung, während unten in Altdorf, gleichwie in einem großen Theil von Oberschwaben, Oesterreich die Landvogtei ausübte. Nachdem jedoch in den Jahren 1805—1810 theils durch den Preßburger Frieden, theils durch die rheinische Bundesakte die österreichische Landvogtei und mit ihr auch Ravensburg und Altdorf an die württembergische Krone übergegangen waren, fielen dieser auch noch Kloster Weingarten und die meisten früheren Besitzthümer desselben zu und führten vereinigt mit Altdorf jetzt den Namen: „Stadt Weingarten“.

Auch hier kann man wohl sagen: tempora mutantur! Einst der Stammsitz eines mächtigen Geschlechts, dann Nonnenkloster, dann Benediktinerabtei, darauf Sitz einer nassauischen Regierung, noch später Waisenhaus, ertönte heute in diesen Räumen, wo früher die Glocke zur Andacht läutete und die stillen Mönche wandelten, die Trommel und der Taktstreich unserer Soldaten, denn Weingarten ist seit 1867 Garnisonsort für drei Infanteriebataillone, welche die weitläufigen Klostergebäude inne haben.

Die nähere und weitere Umgebung Weingartens ist reich an Natur Schönheiten: das Nachthal mit dem Waldbad und dem Weissenbrunnen, das nahe gelegene Scherzachtal mit den Ueberresten dreier Burgen, der von den Benediktinern durch einen herrlichen Wald geleitete „Stille Bach“ bilden Parteen, wie man sie im Schwarzwald nicht romantischer findet, und wer vollends den Weg auf die Waldburg, dem umverehrten Stammshloß der Fürsten von Waldburg, der einstigen Heimat des in den Bauernkriegen so gefürchteten gewaltigen Feldherrn Georg Truchseß von Waldburg, genannt der „Bauernjörg“, nicht scheut, wird auf's köstlichste belohnt durch den unbeschränkten Anblick des schweizerischen, bayerischen und österreichischen Hochgebirgs, das sich ununterbrochen in jädiger Kette von der Jungfrau bis zum Wetterstein dem entzückten Auge entrollt, ein Panorama, welches mit dem beinahe in seiner ganzen Länge sichtbaren Bodensee im Vordergrund kaum erhabener gedacht werden kann.

Von der Waldburg, welche schon an und für sich durch die wohlerhaltene mittelalterliche Einrichtung eine interessante Sehenswürdigkeit bietet, führt der Weg in anderthalb Stunden nach Ravensburg, das mit seinen Mauern, Kirchen und Thürmen ein lebhaftes Bild der früheren blühenden Reichsstadt gibt. Zwar bricht die Neuzeit auch hier ihre Bahnen, die Wäden in den alten Granitmauern werden weiter und weiter, Industrie und Gewerbe lassen unmalersche, moderne Bauten entstehen, allein die Ravensburger halten noch etwas auf die Zeugen ihrer früheren Macht und Herrlichkeit und haben das Bestreben, die Denkmäler des Mittelalters so gut als möglich zu schonen. So ist denn diese reizende Stadt ein würdiges Entziel der kurzen Wanderung und mit reichen und mannigfachen Eindrücken erfüllt sind in kurzer Frist durch die Weiterfahrt auf der Eisenbahn die Ufer des schwäbischen Meeres zu erreichen.

## Altdentsche Sprüche.

In Geschäften muß man sich nicht den Anfang ansehen, sondern was für eine Thür oder Loch werde zum Ausgang offen sein.

Wer entbehret der Ehe,  
Dem ist weder wohl noch wehe.



1. Viehtreiber. — 2. Mittelerlenbach, gegen Bad Weisnburg. — 3. Eingang in's Dorf, Pferdemarkt. — 4. Zum Markt. — 5. Mittelerlenbach, gegen Thun. — 6. Untermegs nach Erlenbach. — 7. Dorf Erlenbach. — 8. Obererlenbach. — 9. Seiler- und Glodenhändler. — 10. Bei Rothhüsti. — 11. Eingang in das Simmenthal. — 12. Wassermühle.

Viehmarkt im Simmenthal. Originalzeichnung von Karl Jauslin. (S. 79.)



„Erlitten bei dem Stierkampf.“ Gemälde von Jof. Maxson. (S. 82.)

## Schickel.

Eine Skizze aus dem jüdischen Leben in Rumänien

von

Marco Brociner.

(Nachdruck verboten.)

I.

Ein Schächter?\*) Ein Schächter im Städtchen Plopana? Was ist denn da weiter dabei? Nun, es ist allerdings nichts weiter dabei. Aber wenn jemand wie Berisch Klopfer vierzig Jahre hindurch das Federvieh von Plopana und Umgegend vom Leben zum Tode befördert und jede rituelle Abschachtung nur gegen Baar vollzieht, so kann man etwas beiseite legen. Wie viel? Die Einen sagen tausend, die Anderen zweitausend Dukaten, und wenn ich fünfzehnhundert sage, so habe ich, wie Alle, die den goldenen Mittelweg einschlagen, den Nagel auf den Kopf getroffen. Berisch Klopfer hat also fünfzehnhundert Dukaten; das ist eine hübsche Summe Geldes und man kann, wenn man dieselbe, sagen wir zu zehn Prozent, anlegt und nebenbei auch noch was verdient, ein schönes Auskommen haben. — Aber wenn Berisch Klopfer weiter nichts als sein schönes Auskommen hätte, so wäre er noch lange nicht der glückliche, der stets lachende und allezeit mit einem so prächtigen Appetit gesegnete Mensch, als welchen ihn alle Welt kennt. Aber Berisch Klopfer hat neben seinem schönen Auskommen auch eine einzige, siebenzehnjährige Tochter, Gitele heißt sie, und die ist sein Stolz, sein Augapfel, die Sonne seines Lebens.

„Es gibt in der Moldau Tausende von jüdischen Mädchen, aber wenn ihr noch eins findet, das so schön, so lieb und so klug ist wie Gitele, sollt ihr mich einen Lügner heißen.“

Das sind nicht meine Worte, sondern die des Heirathsvermittlers Josele Flamer, und ich bemerke gleich von vorne herein, daß man gut thut, die Aeußerungen dieses Ehrenmannes mit großer Vorsicht aufzunehmen. Nicht etwa deshalb, weil er dem Sage: „Der Wein erfreut des Menschen Herz,“ huldigt, so sehr huldigt, daß sein Herz jederzeit erfreut ist; nein, man kann ein großer Trinker und doch ein großer Freund der Wahrheit sein. Aber er ist ein Heirathsvermittler, und da bringt es das Geschäft mit sich, daß man seine Waare anpreist und mit den Hyperbeln nicht gerade sparsam umgeht. Von den Lobeserhebungen, die Josele Flamer über Gitele jederzeit in Bereitschaft hat, muß daher folgendes subtrahirt werden. Erstens, wie gesagt, der Umstand, daß er Heirathsvermittler ist; zweitens die Thatsache, daß Gitele Fische und besonders Karpfen, die Flamer sehr liebt, ausgezeichnet zubereitet, und drittens wohl auch das Faktum, daß der Schächter in seinem Keller einen Rothwein lagern hat, wie man seinesgleichen zehn Meilen in der Runde nicht findet. Wenn wir dieß Alles subtrahiren, was bleibt? Es bleibt ein etwas zu großes, zu dickes, etwas plumpe Mädchen, das durchaus nicht schön, nicht einmal hübsch ist. Aber Gitele hat zwei sammet-schwarze, prächtige Augen und einen Mund zum Küssen, so roth und voll ist er. Und es gibt Menschen, welche das „ewig Weibliche lieben“, selbst wenn es etwas zu groß, zu dick, etwas plump ist, wenn nur die Augen schön und der Mund zum Küssen ist. Solch' ein Mensch ist Schickel, der Sohn des Getraidemäkers Perez. Schickel ist ein „Laden“, ein jüdischer Gelehrter, der den ganzen lieben Tag über seinen dicken Talmudbänden hockt und brüht und studirt. Was aus dem zwanzigjährigen kleinen, hagern, stillen Gelehrten werden wird? Wenn Rabbi Nathan, der siebenjährige Rabbi Nathan, zu seinen Vätern versammelt werden sollte, so ist zehn gegen Eins zu wetten, daß Schickel seine Stelle einnehmen wird. Aber diese Eventualität liegt noch in weiter Ferne, denn Rabbi Nathan ist aus jenem Holz, aus dem die Natur ihre Methusalame schnitzt. Schickel denkt übrigens nicht an den Tod des Rabbi, denn er ist ein seelenguter Mensch, so seelengut, daß er selbst die Fliegen, die sich, während er über den Talmudbänden brüht, auf seiner Nase niederlassen, in ihrem Krabbeln zu stören nicht über's Herz zu bringen vermag, denn eine Fliege ist ja auch ein lebendes, Schmerz empfindendes Wesen. Wie man einem lebenden, Schmerz empfindenden Wesen ein Leid zufügen kann, ist dem stillen Talmudisten unbegreiflich. Schickel hat daher gegen den Schächter Berisch Klopfer eine tiefe, instinktive Abneigung. Aber Berisch Klopfer und Gitele sind Zweierlei. Freilich, wenn es mit rechten Dingen zugehe, dann würden Gitele's schwarze Augen und ihr rother Mund nicht zwischen den Zeilen der dicken Helianten herumtanzen und ihr Lachen nicht verwirrend in die dialektischen Spitzfindigkeiten, in das Frage- und Antwortspiel der Gelehrten des Talmud hineinklingen. Wenn es mit rechten Dingen zugehe, würde Schickel nicht ab und zu traumverloren vor sich hinstarren, mit dem Kopfe hin und her wackeln und dabei stammeln flüstern: „Ein Mädel! Ein schön' Mädel! Ein großes Mädel! Ein dickes Mädel!“ Wenn es mit rechten Dingen zugehe, dann müßte Schickel bemerkt haben, daß seine Cousine Sarah, eine arme, achtzehnjährige Waise, die, im Hause seines Vaters aufgewachsen, zwei kornblaue Augen, weiße Händchen und Füßchen hat, so klein und zierlich, wie sie seit der Gründung von Plopana im

Städtchen niemals gesehen wurden; er müßte bemerkt haben, daß diese kornblauen Augen seltsam aufleuchten, wenn er mit ihr spricht, daß sie zärtlich wie eine Mutter über ihn wacht und daß sie ihm dann und wann Blumensträußchen in einem Glas Wasser auf den Tisch stellt. Aber wie kann man all' dieß bemerken, wenn Einem ein schönes, ein großes, ein dickes Mädel vor den Augen steht? Schickel ist also verliebt? Offenbar. Ein Talmudist ist aber ein logisch geschulter Denker, der es vortrefflich versteht, aus einem Oberflächlichen entsprechenden Schlüsse zu ziehen.

„Wenn ich,“ sagte Schickel, „die Gitele lieb habe, so will ich sie heirathen, und wenn ich sie heirathen will, so muß ich zuerst mit Josele Flamer sprechen.“

Die Vorbesprechungen über eine Heirathspartie führten sonst die Eltern des Heirathskandidaten mit Flamer. Da aber Schickel's Mutter vor Jahren gestorben und sein Vater seit Monaten verreist war, so mußte der Talmudist selbst die Sache in die Hand nehmen. Er sprach daher mit Flamer, der bald darauf die Angelegenheit Herrn Berisch Klopfer vortrug. Der Schächter schüttelte bedächtig das Haupt und sagte:

„Schickel ist ein Gelehrter, allen Respekt vor einem Gelehrten; aber zum Heirathen braucht man Geld! Hat Schickel Geld? Nein. Kann man von Mose's Thora allein leben? Nein. Kann man vom Talmud allein leben? Nein. Hat er ein Geschäft? Nein.“

Berisch Klopfer nahm darauf aus einer Horn-dose eine Priese, nieste laut auf und fuhr dann fort:

„Ich kenn' kein Geschäft, das so sicher wäre wie die Schächterei. Man legt kein Kapital hinein und zieht Kapital heraus. Habt Ihr einmal gehört, daß ein Schächter bankrottirt hätte?“

„Niemals!“ rief Josele Flamer.

„Ich bin seit vierzig Jahren Schächter,“ fuhr Berisch fort, „mein Vater war auch ein Schächter, mein Großvater ebenfalls und mein Schwiegerjohn wird nur ein Schächter werden; das könnt' Ihr ihm sagen, Flamer.“

Der Heirathsvermittler theilte Schickel diese Unterredung mit. Der arme Talmudist war wie aus den Wolken gefallen. Wenn eine Bombe vor seinen Augen geplatzt wäre, hätte dieß auf ihn keinen so erschütternden Eindruck gemacht, wie die Nachricht, die ihm Flamer überbrachte. Der Heirathsvermittler fühlte ein menschliches Mitleiden beim trostlosen Anblick des jungen Gelehrten. Er begann ihm weitläufig die Vortheile des Schächterberufs auseinander zu setzen, er wies darauf hin, daß Berisch Klopfer ein alter Mann, daß Gitele sein einziges Kind sei und daß sein Schwiegerjohn die Anwartschaft auf zweitausend Dukaten habe.

Schickel hörte diese Auseinandersetzungen mit düsterer Ruhe an, dann schüttelte er traurig das Haupt und sagte:

„Ich kann nicht, ich kann keine Fliege todtmachen, wie sollte ich es zu Stande bringen, ein Thier zu schlachten! Ich kann nicht, es ist unmöglich.“

Josele Flamer brauste auf. Er warf dem Talmudisten ein paar Injurien an den Kopf; er nannte ihn einen Stubenhocker, einen heillosen Narren, der sein Glück mit Füßen trete. Dann beruhigte er sich und begann mit einem feinen Lächeln Gitele's Reize zu schildern. Das wirkte. Schickel's Augen leuchteten auf; er fing an, mit nervöser Hast seine Schläfenlocken zu drehen. Der Heirathsvermittler war ein großer Menschenkenner, er merkte, daß Schickel die Tochter des Schächters liebte, und wenn die Liebe ihre Hand im Spiele hat, dann braucht der Heirathsvermittler seine Künste nicht allzu sehr spielen zu lassen. Flamer verließ daher den Schickel mit dem erhebenden Bewußtsein, daß er ein gutes Geschäft gemacht, und wenn dieß gelingt, der darf sich ein paar Gläschen über den Durst gestatten. Dieß war das unmittelbare Motiv, das den Heirathsvermittler in die Schenke Kastali's trieb, wo er allerhand geheimnißvolle Andeutungen über eine bevorstehende Verlobung machte.

## II.

Was vermag nicht Alles die Liebe? Den Löwenherzigen macht sie zum Feigling und den Feigen zum Löwen. Warum sollte sie nicht auch die tiefe Scheu des stillen Gelehrten, das Blut armer Thiere zu vergießen, überwinden? Aber es war ein schwerer Kampf. Der bange Gedanke, sein ganzes Leben hindurch das Schlachtmesser zu schwingen, lag wie ein Alp auf seinem Herzen, und wer weiß, ob derselbe nicht daraus schließlich doch Gitele's Bild vertrieben haben würde, wenn sich nicht zur Liebe auch die Eifersucht gesellt hätte. Und das war so gekommen. Einige Tage, nachdem Schickel die kategorische Antwort des Schächters erhalten hatte, ging er an dessen Haus vorbei; es war an einem Samstag, die Läden waren alle geschlossen und es herrschte im Städtchen eine tiefe Sabbathruhe. Gitele stand vor der Hausthüre; sie hatte ein schönes Seidenkleid an, um den Hals trug sie einen Kranz mattglänzender Perlen und die blauschwarzen, aufgelösten Locken umwallten ihr rothes, vellbadiges Gesicht. Neben ihr stand ein großer schwarzbärtiger Mann mit einem Seidenkafan. Als dieser den Schickel erblickte, lachte er laut und spöttisch auf. Schickel wurde blaß und dann roth und schlich mit gesenkten Blicken an dem Mädchen vorbei. Eine Stunde später wußte er, wer dieser Mann war. Er hieß Iyig und war aus einem benachbarten Städtchen. Sein Aufenthalt in Plopana hatte einen ausgesprochenen Zweck: er bewarb sich um Gitele's Hand. Er that dieß natürlich nicht direkt,

sondern gleichfalls durch die Vermittlung Flamer's, der sein Gewissen, daß er für einen Rivalen Schickel's eintrat, durch folgendes Raisonnement beruhigte:

„Ich habe Gitele so lieb wie mein eigenes Leben, darum will ich sie so schnell als möglich verheirathen. Iyig ist aus gutem Hause und ein tüchtiger junger Mensch, und Schickel nicht minder. Ich will für Beide arbeiten; die Wahl überlasse ich dem Klopfer.“

Herr Klopfer hatte also die Qual der Wahl, aber er war ein kluger Mann und fand folgenden Ausweg:

„Sie sollen alle Beide zuerst beim Rabbi die theoretische Schächterprüfung und dann am Vorabend des Versöhnungstages bei mir die praktische Prüfung machen und zur Probe schlachten. Wer von Beiden besser und geschickter schlachtet, der kriegt meine Gitele. Abgemacht!“

„Abgemacht,“ sagte Flamer zu Schickel, nachdem er ihm all' dieß erzählt hatte.

Schickel fühlte bei diesen Worten einen Stich im Herzen. Man wollte ihm also Gitele, das Mädchen, das er bereits als seine Braut betrachtete, entreißen. Und wer? Ein Hergelaufener! Das sollte ihm nie und nimmer gelingen. Und dieser Mensch hatte es gewagt, über ihn zu lachen! Schickel riß vom Schranke einen Talmudband herunter; es war der Schülchen-Kruch, jenes Buch, welches die Theorie des Schächters enthält. Und er begann zu studiren. Er brütete die ganze Nacht über dem Talmudband. Tags darauf hatte er die theoretische Prüfung vor dem Rabbi Nathan glänzend bestanden. Und mit dem Zeugniß hierüber begab er sich zu Berisch Klopfer. Der Schächter setzte die Brille auf, las das Dokument durch und sagte dann freundlich:

„Flamer hat Dir gesagt, wie ich die Sache geregelt haben möchte. Uebermorgen, am Vorabend des Versöhnungstages, komm' her, und wenn Du eine sichere Hand hast und die Sache gut machst, so bist Du mir lieber als Iyig.“

„Was werde ich zu schlachten bekommen?“ fragte Schickel kleinlaut. Der arme Talmudist erwartete, daß ihm der Schächter eine junge Henne oder höchstens eine Gans anweisen würde, um an derselben seine Kunstfertigkeit zu erproben.

Berisch Klopfer glättete seinen langen grauen Bart, dann sagte er:

„Deine Cousine Sarah hat mir gesagt, daß sie euren Truthahn schlachten lassen will, an dem sollst Du zeigen, ob Du was kannst.“

Klopfer sprach diese Worte so ruhig, als handelte es sich um die einfachste Sache der Welt. Aber dem armen Gelehrten ward es hiebei zu Muth, als versetzte ihm Jemand einen schweren Schlag auf den Kopf. Er, der kaum den Gedanken, eine Henne zu schlachten, zu fassen vermochte, sollte an einem Truthahn seine Kunst erproben! Und an was für einem Truthahn! Er kannte ihn, es war ein starker, ein fetter, ein großmächtiger Vogel mit einem blutrothen Kamm und einem schwellenden Kropf. Er schaute eine Weile in sprachloser Verwirrung den Schächter an.

„Gut,“ sagte er endlich dumpf, ein ödes Lächeln flog hiebei um seine Lippen, dann verabschiedete er sich. Er wanderte einige Zeit ziellos im Städtchen herum. Als er heim kam, war es bereits dunkel. Er warf sich auf einen Lehnstuhl hin und starrte düster vor sich. Da legte sich plötzlich eine weiche Hand auf seine Schulter. Vor ihm stand seine Cousine Sarah; sie schaute ihm mit ihren blauen, frommen Augen forschend in's Gesicht.

„Du weißt Alles, Sarah?“ fragte er leise.

„Ja,“ sagte sie.

„Ich muß Schächter werden,“ fuhr er fort.

„Muß es denn sein?“ fragte sie, und eine leise Wehmuth zitterte in ihrer Stimme.

Er schaute ihr eine Weile in die Augen. Dann sagte er gedrückt:

„Was soll ich thun? Ich habe Gitele lieb.“

Das Mädchen sprach keine Solbe mehr, sie senkte das Haupt, stand einige Zeit sinnend da, dann verließ sie rasch die Stube.

Schickel erhob sich und trat in den Hofraum hinaus. Es war eine schöne, stille Septembernacht. Am Himmel funkelten die Sterne; hoch oben am Horizont stand voll und leuchtend der Mond und hüllte das Städtchen in seinen silberglühenden Schleier. Schickel ließ sich auf eine Holzbank nieder, die mitten im Hofraum neben einer ihres Laubes theilweise entkleideten Akazie stand.

Er dachte an Gitele. Sonst wenn das Bild des geliebten Mädchens ihn umschwebte, pflegte ein wonniges Gefühl seine Brust zu durchschauern. Heute aber war es ihm so schwer zu Muth. That er recht daran, sein Lebensglück durch das Blut unschuldiger Thiere zu erkaufen? Dieser Gedanke war in ihm aufgetaucht und legte sich mit bleierner Schwere auf sein Gemüth, da vernahm er plötzlich ein Rauschen wie von Flügeln. Er fuhr auf und stieß einen leisen Schrei aus. Er hatte im Hofraum den Truthahn erblickt, der unter seinem Messer sein Leben aushauchen sollte. Schickel schaute mit angstvollen Blicken auf den Vogel, der mit mächtig angeschwollenem Kamm, mit funkelnden Augen und ab und zu aufkollern sich ihm näherte. Er streckte wie zur Abwehr die Arme aus; der Truthahn blieb stehen und sie schauten sich beide lange an. Schickel wurde es unter diesen Blicken seltsam weich um's Herz.

„Armer Vogel,“ dachte er, „auch du hast eine Seele, in deinen Adern rinnt heißes rothes Blut wie in den

\*) Jede jüdische Gemeinde in Rumänien hat einen eigenen, auf Grund einer theoretischen und praktischen Prüfung bestellten Schächter.

meinen, und wenn man dich schlägt, schreist du; du empfindest Schmerz und Freude, gerade so wie ich. Was hast du mir gethan, daß ich dich schlagen muß?"

Der Truthahn schien Schidele's Gedanken errathen zu haben, denn er begann immer lauter zu kollern.

Schidele hatte diese freischwebenden Laute oftmals gehört, aber niemals hatten sie irgend welchen Eindruck auf ihn gemacht. Heute aber war es ihm, als läge in diesem Kollern ein eigenthümlicher Ausdruck, und als ob das arme Thier um sein Leben flehte. Er konnte diesen Anblick nicht ertragen, er eilte in seine Stube, warf sich auf den Stuhl hin, bedeckte das Gesicht mit den Händen und begann leise zu stöhnen. So saß er da und sann und sann. Eine Stunde verging und wieder eine. Das Licht war längst herabgebrannt. Durch das offene Fenster stieß das Mondlicht in das enge, mit Büchern vollgepfropfte Gelaß; von der Ferne hörte man das Quacken der Frösche, ab und zu bellte ein Hund auf. Schidele fühlte sich todmüde, die Arme fielen ihm über den Lehnstuhl herab; er senkte das Haupt auf die Brust und schloß die Augen. Da vernahm er plötzlich ein seltsames Geräusch, das Klang anfangs leise, wie aus weiter, traumhafter Ferne, aber es kam immer näher und näher, bis es wie ein mächtiges Flügel schlagen um ihn brauste. Vor ihm stand der Truthahn und der wuchs und wuchs und wurde immer größer und größer, bis er fast so groß wie Schidele selbst ward. Da schwang er das blühende Schlachtmesser, ein jäher Schnitt — und aus dem Halse des leise kollernenden Vogels begannen rothe Blutropfen zu rinnen, rothe, glühendheiße Blutropfen, die langsam auf ihn herabrieselten. Der Angstschweiß trat auf seine Stirn, er wollte aufschreien, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Da war es ihm plötzlich, als umschlangen ihn unsichtbare Arme und trügen ihn weit hinweg in einen stillen, fahlen, mond hellen Raum, vor seinen Augen schwebte es wie ein leichter Nebel und daraus tauchte allmählich ein Mädchen gesicht empor. Das war aber nicht Gitele, denn sie hatte keine schwarze, sondern wunderhübsche blaue Augen wie Sarah, und die schauten ihm tief in die Seele; Schidele fühlte, wie mit diesen Blicken eine wunderbare Heiterkeit seine Brust zu schwellen begann. Er lächelte das schöne Bild an, er wollte darnach greifen, aber es zerfloß wie Schaum, und ein tiefer, traumloser Schlaf umfing ihn.

III.

Die Nachricht, daß am Vorabend des Veröhnungsfestes im Hofraum des Schächters Berisch Klopfer ein Turnier zwischen Schidele und Izig stattfinde, von dessen Ausfall es abhing, wer von Beiden Gitele heimzuführen werde, hatte sich wie ein Lauffeuer im Städtchen verbreitet. Der Schächter hatte allerdings den Wunsch ausgesprochen, daß der Wettkampf der Heirathskandidaten unter beschränkter Oeffentlichkeit erfolge. Da aber das Herz des Heirathsvermittlers Flamer zwei Tage vor diesem Ereigniß sehr erfreut war und da er in Folge dessen Alles, was ihm auf dem Herzen lag, auf der Zunge hatte, so wußte ganz Plopana, daß Donnerstag um fünf Uhr Nachmittags im Hofraum des Schächters der Kampf zwischen Izig und Schidele sich abspielen werde. Und so war denn bereits um vier Uhr das Häuschen des Berisch Klopfer von der lieben Gassenjugend förmlich belagert. Im Hofraum hatte sich eine Menge von jungen und alten Weibern, jedes mit einem Stück lebenden Geflügels unter dem Arme, eingefunden. Josele Flamer war die Aufgabe zugefallen, die Ruhe aufrecht zu erhalten, und er waltete seines Amtes mit gewissenhafter Strenge. Der Heirathsvermittler war sonst Frauen gegenüber ein sehr höflicher Mann, heute aber befand er sich in einer großen Aufregung, die es begreiflich machte, daß er den lärmenden Weibern zu wiederholten Malen in strengem Tone Ruhe gebot. Als aber seine Aufforderung nicht fruchtete, da rief er: „Schweig, Gänse!“ Ein dumpfes Gemurmel folgte dieser Verbalinjurie. Der Heirathsvermittler ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern, sondern sagte laut und weit hin vernehmlich zu einer neben ihm stehenden, starknackigen jungen Jüdin, die einen Hahn unter dem Arme hielt: „Anna, ich rathe Dir, nicht weiter zu schnattern, denn wenn ich zornig werde, so kann ich auch eine Ohrfeige geben. Und wenn ich eine Ohrfeige sage, so meine ich zwei!“ fügte er nachdrucksvoll hinzu, mit einem bedeutsamen Blick auf die Nachbarin der Jüdin, die er mit Anna angeredet hatte. Diese Drohung wirkte. Es trat Ruhe ein. Auf der Veranda vor dem Hause hatte sich inzwischen in einem gepolsterten Lehnstuhl Berisch Klopfer niedergelassen, zu seiner Rechten saß Gitele, während vor ihm Izig stand. Es hatte bereits fünf Uhr geschlagen und Schidele war noch immer nicht erschienen. Man begann unruhig zu werden; da erscholl von der Straße her der Ruf: „Er kommt!“ Bald darauf betrat Schidele den Hofraum. Er sah wüst aus. Der Hitzhut saß ihm schief auf dem Kopfe. Sein Gesicht war todtenbleich. Er trat rasch auf den Schächter zu und reichte ihm stumm die Hand, dann blickte er Gitele lange an.

„Wir können anfangen,“ sagte Berisch Klopfer; „hier, Schidele, hast Du das Schlachtmesser.“

Er reichte es ihm. Schidele ergriff es. Dann näherte sich der Heirathsvermittler und übergab ihm den an den Füßen gebundenen Truthahn. Schidele faßte ihn mechanisch und trat einige Schritte vor. Ein seltsames Lächeln lag um seinen Mund. Er versuchte den Truthahn, der ihm von einer seltenen Schwere zu sein schien, in die Höhe zu

heben, aber vergebens, er hatte keine Kraft dazu. Da begann plötzlich der Truthahn mit den Flügeln zu schlagen. Das Publikum wurde ungeduldig, da rief der Schächter laut: „Nun, wirst Du einmal anfangen?“

Dieser drohende Ruf raubte Schidele jede Bestimmung, er schwankte wie ein Trunkener; der Truthahn entwand sich seiner konvulsivisch zitternden Hand und begann zu kollern. Schidele schaute in seiner hilf- und rathlosen Angst mit stieren Blicken um sich und er sah hiebei so komisch aus, daß Izig und Gitele auflachten. Das Lachen wirkte ansteckend. In einem Augenblick lachte Alles; da nahm Schidele alle seine Kräfte zusammen, um den Truthahn zu packen, der stand aber plötzlich auf den Füßen mit zornig angeschwollenem Kamm vor ihm. Bei diesem Anblick begann sich Alles vor seinen Augen wie im Kreise zu drehen. Er suchte eine Weile mit den Armen in der Luft herum, das Messer entfiel hiebei seiner Hand, er warf sich dann mit einem dumpfen Schrei auf den Truthahn und da lag er plötzlich seiner ganzen Länge nach auf dem Boden. Was jetzt folgte, war kein Lachen mehr, sondern ein brausendes Gejohle. Schidele lag einige Augenblicke wie betäubt da, dann raffte er sich jäh auf, stieß Flamer beiseite und stürzte hinaus. Er rannte wie ein Irreer durch das Städtchen, bis er athemlos in sein Stübchen hineinstürzte und taumelnd auf sein Bett fiel. Seine Schläfen hämmerten. In wirren, tollen Bildern flog das letzte Ereigniß vor seinen Augen und dazwischen hörte er Gitele's lautes, spöttisches Lachen. Er fühlte sich so unglücklich, so unsäglich elend wie noch nie in seinem Leben. Er hätte weinen mögen, aber keine Thräne kam in seine brauenden Augen. Da fühlte er sich plötzlich von zwei weichen Armen umschlungen. Es war seine Cousine Sarah, sie setzte sich neben ihn. Er ließ sein Haupt auf ihren Schooß niederfallen. Schidele hatte Hamlet niemals gelesen. Er wußte nichts von der Existenz dieses unglücklichen dänischen Prinzen. Und doch, wie er so da lag, von den Armen des jungen, blühenden Mädchens umschlungen, er, der niemals in seinem Leben die sanfte Berührung eines weiblichen Wesens empfunden, da begann sich langsam der dumpfe Schmerz, der auf ihm lastete, zu lösen; seine Augen füllten sich mit Thränen und er empfand hiebei das beseligende Gefühl, daß es schön sei, von einem liebevollen weiblichen Wesen getröstet zu werden.

„Schidele, mein armer Schidele!“ rief Sarah. Er richtete sich auf und blickte in ihr blasses, schönes Gesicht, in ihre tiefen, thränenfeuchten Augen. Ach, das waren dieselben blauen Augen, die er im Traume gesehen, und auf einmal verstand er den Ausdruck derselben.

„Warum weinst Du, Sarah?“ sagte er leise. „Ach weine, weil, weil...“ Sie konnte nicht weiter sprechen. Sie wollte aufspringen. Was vermag nicht Alles die Liebe, jene Liebe, von der es im Hohenliede heißt, daß sie so stark wie der Tod? Dem Einen erscheint sie am helllichten Tage eine strahlende, glückverheißende Göttin, im Herzen eines Andern nistet sie sich still und geheimnißvoll ein; du weißt selbst nichts davon, aber sie webt inzwischen in der dunklen Tiefe deiner Seele, bis sie daraus eines Tages wie jene Blume, die plötzlich mit donnerndem Knall ihre Blüte entfaltet, unter dem Sonnenblick zweier süßen Augen wunderbar emportaucht, groß und stark und mächtig. So erging es dem armen Talmudisten. Wie eine Blume fiel es von seinen Augen. O wie schön war Sarah, wie weiß ihr Gesicht, wie weich ihr reichgewelltes, üppiges Haar und wie roth und süß ihre Lippen! Aber warum weinte sie? Schidele hatte sich erhoben, der schwächterne Talmudist war plötzlich fähig geworden. Er ergriff ihre Hände.

„Warum weinst Du?“ wiederholte er leise und zärtlich, und es muß etwas in seiner Stimme gelegen haben, was das Mädchen erschauern machte, denn sie hob das gefenkte Köpfchen rasch in die Höhe. Und nun trafen sich ihre Blicke. Die beiden Menschenkinder schauten sich lange und mit beseligender Verwunderung an. Sie sprachen kein Wort. Da zog sie Schidele an sich, sie wehrte es nicht, und er küßte ihr den Mund und die Augen und das blonde, von einem Strahl der untergehenden Sonne umleuchtete Haar, das wie gesponnenes Gold glänzte.

Am Strande von Percée.

(Bild S. 73.)

In Nummer 5 unseres Journals gaben wir unseren Lesern ein Bild der erhabenen landschaftlichen Schönheit Kanadas an den Seen, heute wollen wir unsere Freunde hinverleiten an die Ufer des Golfs von St. Lorenzo in Kanada, nach dem Strande von Percée, und eine Szenerie schauen lassen, die wieder in anderer Art die Leser fesseln und für jenes ferne nordische Land interessieren wird.

Der Berg auf unserem Bilde, der da beinahe senkrecht, stolz und starr vor uns aufsteigt, es ist der sogenannte „Roche Percée“, der „durchbrochene Felsen“. Nach einer indianischen Sage soll er einst mit dem Festlande eins gewesen sein; Wind, Wetter und Woge haben jedoch langsam, aber sicher ihr Werk gethan und im Laufe von Jahrtausenden den stolzen Felsen durchbrochen. Erst war es nur eine kleine Höhlung, die sie geschaffen, immer wilder und gieriger aber schlug die Brandung an den Stein, bis endlich die Sonne glitzernd hindurchschien auf die weißen, schäumenden Wellenkämme. Und die Höhlung erweiterte sich zum Bogen und der Bogen wölbte sich höher und höher, daß erst die kleinen Fischerkähne und endlich die stolzen, schmutigen Schaluppen mit vollen Segeln hindurchfahren konnten, bis einst in schwarzer, gewitter- und sturmburchobter Nacht der von Wogen geschaffene Bau mit fürchterlichem Krach

zusammenstürzte, daß der Gischt und Schaum haushoch aufspritzte. Und andern Tags war Roche Percée eine Insel, umtobt von der Brandung, umschwärmt von den wilden, freischwebenden Vögeln, die dort schon genistet seit Menschengedenken.

So, losgelöst vom Festlande, sehen wir den Felsen heute vor uns, zur rechten Seite den aus der See einsam emporragenden Monolithen, den stehengebliebenen Brückenpfeiler einer zweiten Durchbuchtung.

Am Ufer befindet sich eine, und zwar wie unser Bild weist, recht lebhaft entwickelte Fischerstation. Der Fischfang bildet den Haupt-, ja eigentlich beinahe den einzigen Erwerb dieser sturm- und wettergeährten Küstenbewohner. In zum Fang wohl ausgerüsteter Schaluppe fahren sie Morgens hinaus, um gegen Spätnachmittag mit ihrer Beute heimzukehren. Am Strande befindet sich der Tisch, wo die Fische ausgezogen und die Fischköpfe abgetrennt werden, ein Geschäft, das viel Geschicklichkeit und Routine verlangt und gut bezahlt wird. Nachher werden die Fische auf den schon bereit stehenden Karren nach Hause geführt und entweder an Ort und Stelle getrocknet, oder aber eingekalzt und so den betreffenden Händlern übermittlelt.

Fisch ist hier Brod und Fleisch, der einzige Erwerbszweig, das Ziel und Trachten ungemein rühriger Geschäftigkeit einer rauhen, waghalsigen, in Handel und Verkehr aber streng rechtlichen, intelligenten Menschenschaffe.

Viehmarkt im Simmenthal.

(Bild S. 76.)

Das Simmenthal im Kanton Bern, von Thun aus so leicht zu erreichen, wird von Touristen selten besucht und dennoch bietet es viel des Ipejissch Schweizerischen, mehr vielleicht als andere berühmte Reiseziele — namentlich im Herbst, zu Anfang des September lohnt es sich, einen Ausflug dorthin zu unternehmen. Der Reisende wird für die kleine Abzweigung von der großen, allgemein hergebrachten Touristenstraße reichlich entschädigt werden. Zu dieser Zeit wird nämlich in Erlendach, einem Dorfe 1 1/2 Stunden von Thun entfernt, der großartigste Viehmarkt der Schweiz abgehalten, der gewaltige Mengen des schönsten und edelsten Schweizeralpweids nebst höchst originellem Marttleben zur Anschauung bringt.

Auf unserer Illustration, die wir der Kunst des genialen schweizerischen Zeichners Karl Jauslin verdanken, wohnen wir dem großartigen Markttreiben in Erlendach, dem Hauptplatz für den Handel in diesen Thalshaffen, bei. Das Thal hat den Charakter eines Berner Alpenthales, steile Abhänge erheben sich über prächtigen Weidenbergen, und auf diesen erblickt man neben dem waidenden Vieh kolossale Bauernhäuser, die Zeugniß ablegen von der Wohlhabigkeit und Wohlhabenheit der dortigen Bevölkerung.

Das Simmenthal hat durch seinen schweren Fleckviehschlag einen Namen erlangt, der weit über die Grenzen der Schweiz hinaus reicht. Das Braunvieh mag das Fleckvieh in Betreff der Widergiebigkeit übertreffen; bei immerhin hoher Widergiebigkeit entspricht letzteres jedoch den verschiedenen Nutzungszwecken so allseitig, wie kaum eine zweite Viehrasse des Kontinents. Dafür spricht auch der stets wachsende Export nach dem Auslande, besonders nach Deutschland und auch nach Oesterreich-Ungarn.

Der Erlendacher Markt — es finden mehrere im September Statt — beginnt immer schon am Sonntag, indem in den Wälden längs der Straße von Erlendach bis Weihenburg hinauf das Vieh relognosiert, ausgelassen und viel schon gehandelt wird. Am Montag bei Tagesanbruch geht die Jagd erst recht los, denn um 9 Uhr nil Alles gehandelt haben, um möglichst früh auf den Bahnhof Thun zu gelangen und zum Verladen auf der Eisenbahn Vorjrrang zu erhalten. Denn wer sich hier nicht spuret, muß in Thun übernachten und hat sich weiter mit dem Hornvieh zu plagen. Indes nimmt die Eisenbahn bloß circa die Hälfte des Viehs auf; vieles geht auf der Straße Erlendach-Ghâteau d'Oeg und Keutigen-Efingenamt und nach anderen Richtungen. Die Centralbahn hat innerhalb 2-3 Tagen circa 3000 Stück Vieh und Pferde verladen, am zweiten Tage gewöhnlich mit 4 Getragenen. Auf dem Erlendacher Markt findet jeder Landwirth seinen Verhältnissen angemessenes Vieh. Der Reiche schöns, theures Zuchtvieh, der Käsebauer gutes Milchvieh, der kleine Mann die kleinen Schläge der Hochalpen. Die Preise variiren beßhalb von 10 Napoleons'or bis 50 und noch mehr. Schöne Kinder gelten in Erlendach 600 bis 900 Franken im Durchchnitt; es gibt aber auch fremde Käufer, die für ausgezeichnete Thiere Luxuspreise bis 2000 Franken und mehr zahlen. Es gewährt ein wahres Vergnügen, die ecken Gelbhecken der besten Jüchter in einer Waide betriimmen zu sehen. Zu solchen Resultaten in der Thierzucht sind Alpenluft und Alpenwäiden, wie sie das Simmenthal beßigt, wesentliche Faktoren, allein es kommt doch dazu noch der sichere Erfolg konsequenter Zucht mit besten Kassetieren, sorgfältiger Pflege, reicher Fütterung und das praktische Geschick der Simmenthaleer Viehzüchter. Der Erlendacher Markt ist für die Landschaft Bern und die anliegenden Gegenden ein Ereigniß, für die Thäler der Simme und Saane ein lang ersehnter Tag der Ernte und Freude. Die Eisenbahnen bringen Hunderte von Viehkäufern bis Thun, und in langen Ketten führen Fuhrwerke, Leiterwagen, Troicksten, offene Wägeli die goldbeladenen Landwirth thalauwärts. Am Montag den ganzen Tag werden die gekauften Heerden nach Thun hinuntergetrieben; am Dienstag, als am Markttag laut Kalender, ist Alles vorbei.

Thure Tintenfässer.

Der Emir Abdurrahman hat, als man den Ausbruch eines englisch-russischen Krieges noch für gewiß hielt, bei den Goldarbeitern seiner Hauptstadt fünfzehn Tintenfässer für ebenso viele seiner Generale bestellt, welche zusammen 21,000 Rupien (ebenso viele Gulden) kosteten. Es ist nämlich ein alter Brauch in Afghanistan, daß der Emir jedem seiner in's Feld ziehenden Generale nebst einem Schwert auch ein Tintensaß mitgibt, damit sie daselbe bei der Abfassung ihrer Schlachtrichter benötigen. Diese Tintenfässer sitzen in ledernen Gürteln, welche reichlich mit Gold und Edelsteinen verziert sind und um den Leib getragen werden. In diesen Gürteln pflegen denn auch von heiligen Männern geschriebene Amulette zu stecken, welche den Eigenthümer gegen Schuß und Hieb gesieit machen sollen.

Seines Glückes Schmied.

Roman  
von

Ewald August König.

Viertes Kapitel.

„Ich pflege vor Tisch einen Frühsoppen zu trinken,“ sagte Hermann, als er mit seinem Vetter das Haus verlassen hatte; „wenn Du ein vorzügliches Glas Bier nicht verschmähst, dann bitte ich Dich, mich zu begleiten.“

„Einverstanden!“ nickte Franz von Feldern. „Werden wir viele von Deinen Kameraden dort treffen?“

„Nein, jenes Haus besuchen nur wenige Offiziere, die meisten gehen in die Weinschenke.“

„Um so besser!“

„Du kommst nicht gerne mit ihnen zusammen?“

„Ich möchte keinem Bekannten begegnen, dessen Anblick mich an die vergangene Zeit erinnert, denn ich hatte unter ihnen keinen Freund.“

„Erinnerst Du Dich des Hauptmanns von Galen? Er war damals Premier oder vielleicht noch Sekonde.“

„Von Galen? Nein.“

„Ihn werden wir dort antreffen, ich bin sehr liiert mit ihm.“

Der Baron warf einen forschenden Seitenblick auf seinen Begleiter, der das goldene Vorgehen auf die Nase klemmte und eine vorbeigehende Dame grüßte.

„Hauptmann von Galen ist wohl auch mit Deiner Familie befreundet?“ fragte er mit scheinbarer Gleichgültigkeit.

„Es macht ihm keine Schande, daß er Hertha gerne sieht.“

„Hm, und sie?“

Hermann sah ihn überrascht an, es lag etwas in dem Tone, in dem diese Frage gestellt worden war, was ihn befremdete.

„Dich, den verheirateten Mann, kann das doch so sehr nicht interessieren,“ antwortete er scherzend.

„Ich sagte Deinem Vater schon, daß meine junge Frau gestorben sei,“ erwiderte der Baron, „vielleicht wirst Du mir nun das bestrittene Interesse einräumen.“

Hermann hatte die Brauen hoch emporgezogen, das Vorgehen fiel von der Nase herunter; er begriff sofort den tieferen Sinn dieser unerwarteten Erklärung.

„Das ändert freilich die Sache,“ sagte er; „mir scheint, Hertha hat Dir's bereits angethan!“

„Und wenn dem so wäre?“

„Dann hinge die Entscheidung nur von dem Willen meiner Schwester ab; ich glaube, Papa würde seine Einwilligung nicht verjagen.“

„Ich weiß bereits, daß er es nicht thun würde,“ entgegnete Franz von Feldern; „die Aussicht auf einen Prozeß, den er höchst wahrscheinlich verlieren wird, macht ihm kein Vergnügen.“

„Zu einem gütlichen Vergleich willst Du Dich also nicht bequemen?“

„In welcher Weise?“

„Daß Du die Hälfte der Hinterlassenschaft uns abtrittst?“

„Würdest Du das thun, wenn Dein Anspruch auf das Ganze begründet wäre?“

„Parole d'honneur, wenn ich wie Du ein reicher Mann wäre —“

„Lassen wir das beiseite, es handelt sich hier um die Vertheidigung eines Rechts! Die Frage wäre rasch gelöst, wenn Hertha meine Gattin würde, und auch Dir könnten daraus nur Vortheile erwachsen.“

Hermann schweig, er drehte mit gedankenvoller Miene an den Spitzen seines Schnurrbarts und erwog bereits im Geiste die Vortheile, auf die sein Vetter ihn aufmerksam machte und die der Hauptmann von Galen als Schwager ihm nicht bieten konnte.

„Wenn Dein Freund zwischen mir und Hertha stehen sollte, so würde ich natürlich zurücktreten, vorausgesetzt, daß er Ansprüche auf Herz und Hand Deiner Schwester besitzt,“ nahm der Baron nach einer Pause wieder das Wort; „ich will nicht, daß materieller Vortheile wegen ein Druck auf

euch, ihr müßt ja die baldige Erledigung der Erbschaftsangelegenheit dringender als ich wünschen.“

Hermann war vor dem Bierhause stehen geblieben, er bewaffnete seine Nase wieder mit dem Vorgehen und nickte zustimmend, dann gingen sie in das Haus hinein.

„Dort sitzt mein Freund,“ sagte der Lieutenant leise, als sie in das große, ziemlich stark besetzte Gastzimmer traten, „es wäre mir lieb, wenn ich Dich vorstellen dürfte.“

„Ich habe nichts dagegen,“ erwiderte der Baron, indem sein Blick prüfend auf dem Offizier ruhte, der einsam an einem Seitentische saß.

Das ernste, weitergebräunte Antlitz mit dem tiefschwarzen Vollbart und den lebhaft blühenden Augen mußte ihn sofort erkennen lassen, daß ihm ein harter Kampf bevorstand, wenn dieser energische Mann ihm Herz und Hand Hertha's streitig machte, schon in der Höflichkeit, mit der Hauptmann von Galen seine Begrüßung erwiderte, lag eine fühlbare Schranke zwischen den Beiden errichtet sollte.

„Nun ist mein Brasilianer hier, von dem wir so oft geredet haben,“ scherzte Hermann, nachdem er sein Glas von dem Kellner empfangen und mit den Beiden angestochen hatte.

„Wenn ich mich recht erinnere, erwartetest Du nicht Deinen Herrn Vetter, sondern dessen Schwiegervater,“ antwortete der Hauptmann, während er von einer Cigarre die Spitze abschchnitt und dabei den Baron fest anschaute. „War es nicht so?“

„So mag es wohl gewesen sein,“ sagte Franz von Feldern. „Als ich die Nachricht von der Erbschaft empfing, äußerte mein Schwiegervater die Absicht, hieher zu reisen und die Angelegenheit in meinem Auftrage zu ordnen, er wollte die alte Heimat noch einmal wiedersehen. Später änderte er seinen Entschluß, er fühlte sich seit dem Tode seiner Tochter nicht mehr ganz wohl, und die Arbeiten auf der Plantage hielten ihn auch zurück.“

„Das war Dir sicher nicht unangenehm?“ warf Hermann ein.

„Im Gegentheil, angenehmer wäre es mir gewesen, wenn mein Schwiegervater seinen Entschluß ausgeführt hätte; mich zog nichts nach Europa zurück, und von den Annehmlichkeiten des Lebens da drüben kann sich nur Der einen Begriff machen, der es kennt.“

„Dann werden Sie wohl bald wieder dahin zurückkehren?“ fragte der Hauptmann.

„Sobald meine Geschäfte hier erledigt sind.“

„In jedem Falle?“ sagte Hermann.

„Das will ich jetzt noch nicht behaupten, die Verhältnisse können mich ja nöthigen, meine Pläne zu ändern.“

Der Hauptmann warf seinem Freunde einen fragenden Blick zu, den Hermann nicht zu bemerken schien.

„Ihr Herr Schwiegervater wird sicherlich auf Ihre Rückkehr dringen,“ sagte er. „Oder besitzt er außer Ihnen noch Söhne?“

„Er befaß nur ein Kind, meine Gattin.“

„So werden Sie später die Plantage übernehmen?“

„Voraussichtlich — ja,“ nickte der Baron, „ich sehne mich so sehr nicht darnach, obgleich die Rente, die dieses Kapital abwirft, sehr hoch genannt werden darf.“

„In der Regel kehren die Herren in ihre alte Heimat zurück, wenn sie drüben Schätze gesammelt haben.“

„Nicht immer, Herr Hauptmann; ich kenne drüben viele Deutsche, die an ihre alte Heimat nicht mehr denken.“

„Weil sie drüben an die Scholle gebunden sind!“

„Nein, weil das Leben drüben ihnen besser behagt.“



Asiatische Volkstypen. Skizze von V. Bertschagin. (S. 82.)

sie geübt wird, dem sie nur widerwillig nachgibt. Sollten die Hoffnungen, die heute in meiner Seele gewekt wurden, sich nicht erfüllen, so kehre ich nach Brasilien zurück und suche dort den schönen Traum zu vergessen.“

„Na, warte es ab,“ sagte Hermann, mit einer Verlegenheit kämpfend, die seinem Begleiter nicht entgehen konnte, „Papa wird die Verlobung mit dem Hauptmann nicht genehmigen, das ist sicher, denn von Galen hat kein Vermögen, und Hertha muß doch auch einsehen, daß diese Ehe nur ein glänzendes Glend sein würde.“

„Wenn Du das Deiner Schwester klar machen wolltest, so wäre ich dadurch vielleicht dem erschnitten Ziele schon näher gerückt.“

„Gibst Du so sehr, es zu erreichen?“

„Ich denke dabei nicht an meine Person, sondern an

gungen Blick zu, den Hermann nicht zu bemerken schien.

„Ihr Herr Schwiegervater wird sicherlich auf Ihre Rückkehr dringen,“ sagte er. „Oder besitzt er außer Ihnen noch Söhne?“

„Er befaß nur ein Kind, meine Gattin.“

„So werden Sie später die Plantage übernehmen?“

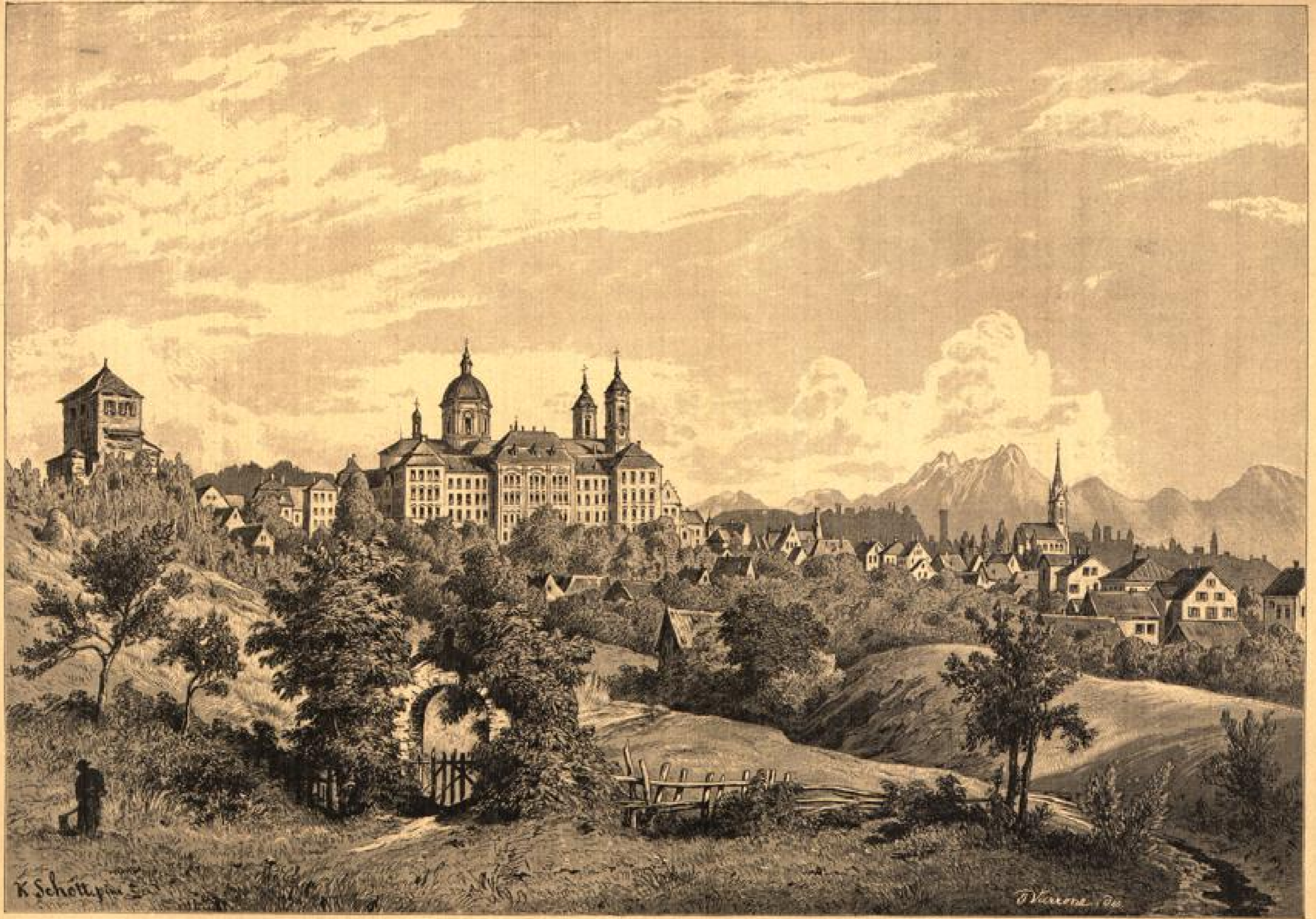
„Voraussichtlich — ja,“ nickte der Baron, „ich sehne mich so sehr nicht darnach, obgleich die Rente, die dieses Kapital abwirft, sehr hoch genannt werden darf.“

„In der Regel kehren die Herren in ihre alte Heimat zurück, wenn sie drüben Schätze gesammelt haben.“

„Nicht immer, Herr Hauptmann; ich kenne drüben viele Deutsche, die an ihre alte Heimat nicht mehr denken.“

„Weil sie drüben an die Scholle gebunden sind!“

„Nein, weil das Leben drüben ihnen besser behagt.“



K. Schott del.

W. Kuhn sc.

Weingarten (in Harzberg). Nach einer Skizze von K. Schott. (S. 75.)

Der Hauptmann brach ab, er unterhielt sich mit Hermann über dienstliche Verhältnisse und beobachtete dabei von Zeit zu Zeit den Baron, der, anscheinend in Gedanken versunken, einer Fliege zusah, die das verschüttete Bier auf dem Tische aufjag.

Hermann bemühte sich einigemal, den Vetter in das Gespräch hineinzuziehen, indem er ihn an seine eigene militärische Laufbahn erinnerte, aber Franz von Feldern beantwortete jede Frage kurz und trank schon bald sein Glas aus.

Die Herren werden entschuldigen, wenn ich mich entferne,“ sagte er, während er Hermann die Hand bot und mit einer kühnen Verbeugung von dem Hauptmann Abschied nahm. „Wenn Du mir das Vergnügen Deines Besuchs machen willst, Hermann, ich wohne im Europäischen Hof, andernfalls auf Wiedersehen heute Abend!“

„Gott sei Dank, daß er fort ist!“ brummte der Hauptmann, als der Baron das Zimmer verlassen hatte.

„Gefällt er Dir nicht?“ fragte Hermann überrascht. „Ganz und gar nicht, mein Freund wird er wohl niemals werden.“

„Wie kannst Du nur so rasch urtheilen! Er mag Dir vielleicht etwas stolz erscheinen —“

„Nichts weniger als das, gerade den Abelsstolz vermisse ich an ihm. Ich weiß nicht, was die Pflanzler drüben in der Gesellschaft gelten, wie sie leben und auftreten; gleichen sie alle Deinem Vetter, so passen sie nicht in unsere hiesigen Kreise.“

„Mein Vetter war früher doch auch Offizier!“

„Wenn Du es nicht behauptetest, würde ich's nicht glauben,“ erwiderte der Hauptmann achselzuckend, „in seinem Auftreten liegt nichts, was darauf hindeuten könnte.“

„Du bist ungerecht, Berthold!“

„Mag sein, aber wenn das Mißtrauen einmal erwacht ist, dann läßt es sich so bald nicht wieder beseitigen.“

„Mißtrauen?“ fragte Hermann befremdet. „Franz von Feldern ist Dir ein Fremder, ich wüßte nicht, was Dich veranlassen könnte, besonderes Interesse an ihm zu nehmen.“

Die Veranlassung dazu fand ich in dem Blick, mit dem er schon bei eurem Eintritt mich suchte und betrachtete,“ entgegnete der Hauptmann mit schärferer Betonung. „Es lag darin ein forschender Ausdruck; er schien sich sofort darüber orientiren zu wollen, ob er mich als Freund oder als Feind betrachten dürfe, und es ist begreiflich, daß ein solcher Blick Mißtrauen wecken muß. Aber reden wir von einer andern Angelegenheit, die mir näher liegt. Ich wollte schon heute Deinem Papa meinen Besuch machen; Hertha rieth mir, damit noch zu warten —“

„Und es war der beste Rath, den sie Dir geben konnte,“ unterbrach Hermann ihn, den die feindselige Stimmung des Freundes gegen den Baron ärgerte.

„Darf ich um eine nähere Erklärung bitten!“ sagte der Hauptmann, dessen Antlitz sich plötzlich dunkler färbte.

„Mein Gott, die Erklärung liegt ja schon in meinen Worten,“ fuhr Hermann, verlegen mit seinem Vorgehung spielend, fort, „Hertha hat heute Morgen Deine Werbung berichtet, und Papa trägt Bedenken, seine Einwilligung zu geben.“

„Aus welchen Gründen?“

„Sie beziehen sich nicht auf Deine Person, in keiner Weise,“ suchte der Lieutenant den sichtbar erregten Freund zu beruhigen, „es handelt sich lediglich nur um die leidige Vermögensfrage. Papa meint, da auf beiden Seiten nichts sei, so könne diese Ehe nicht glücklich werden, und vor einem glänzenden Glend wolle er sein Kind bewahren. Fahre nicht gleich auf, Berthold, es liegt wirklich viel Wahres in dieser Erklärung, mit Deinem Solde könnt ihr Beide nicht ausreichen, Schulden und Nahrungsvorgen würden euch das Leben zur Qual machen.“

„Es wäre dann meine Sache, diese Nahrungsvorgen fern zu halten,“ erwiderte der Hauptmann voll Bitterkeit, „Hertha fürchtet sie so wenig wie ich, und dem Glück, das wir in unserer Liebe suchen, darf Dein Vater nicht in den Weg treten.“

„Verzeihe, Papa denkt darüber doch anders!“

„Seitdem er erfahren hat, daß Dein Vetter Wittwer ist?“

„Berthold!“ rief Hermann unwillig.

„Ich will Niemand mit dieser Bemerkung kränken und beleidigen,“ fuhr der Hauptmann mit finstrem Blick fort, „aber daß ich damit den Nagel auf den Kopf getroffen habe, das wirst Du nicht leugnen können! Mir wurde das klar, als Dein Vetter von seiner verstorbenen Gattin sprach; ich errieth nun auch die Bedeutung seiner forschenden Blicke; ich wüßte, daß ich an ihm einen Nebenbuhler hatte, der, auf seinen Reichtum pochend, mich sans façon beiseite schieben will. Ist es nicht so?“

Sichtbar verwirrt drehte Hermann an den Spitzen seines Schnurrbartchens; diesen Scharfblick hatte er nicht erwartet. Er erinnerte sich der Worte seines Veters; es leuchtete ihm mehr und mehr ein, daß es in seinem eigenen Interesse lag, die Hoffnungen und Wünsche des Barons zu begünstigen.

„Davon ist noch keine Rede gewesen,“ sagte er zögernd, „wir kennen Franz ja erst seit einigen Stunden. Ich will nicht in Abrede stellen, daß Hertha auf ihn einen günstigen Eindruck gemacht haben kann —“

„Weiche mir nicht aus!“ unterbrach der Hauptmann ihn mit wachsender Erregung; „ihr Alle, Hertha ausgenommen, denkt an die Möglichkeit dieser Verbindung, durch die ja auch der Erbschaftsprozess niedergeschlagen würde. Gestern noch hast Du mich ermutigt, meine Wer-

bung zu beschleunigen, heute bedauerst Du, daß sie geschehen ist.“

„Ich wüßte gestern noch nicht, wie Papa darüber dachte!“

„Das zu erfahren, hätte Dir nur einige Worte gekostet!“

„Ich wollte nicht vorgreifen, überdies vertraute ich auch mit Sicherheit auf die Einwilligung Papas. Du thust ihm großes Unrecht; er hatte seine Bedenken schon geäußert, bevor Franz eintraf, und uns Allen war es unbekannt, daß die Gattin meines Veters nicht mehr lebte. Ich kann Dir nur sagen, daß Papa —“

„Was er mir zu sagen hat, das will ich aus seinem eigenen Munde hören,“ fiel der Hauptmann ihm abermals in's Wort, und aus dem Tone, den er jetzt anschlug, sprach eine unerschütterliche Entschlossenheit, „ich baue auf die Liebe Hertha's, wie sie auf die meine vertraut. Wenn Dein Vetter auch alle Schätze der Erde besäße, die Treue Hertha's könnte er dadurch nicht wankend machen; diese Ueberzeugung ermutigt mich, den Kampf mit meinem Nebenbuhler und selbst mit Deinem Vater aufzunehmen.“

„Und dadurch vielleicht uns Alle unglücklich zu machen!“ sagte Hermann mit herbem Vorwurf. „Du kennst unsere Verhältnisse, Berthold; ich habe Dir kein Hehl aus ihnen gemacht; dem Mann, der in unsere Familie eintreten wollte, war ich diese Offenheit schuldig. Du weißt also, was von diesem Erbschaftsprozess für uns abhängt; wenn nun Hertha das Opfer bringen will, um die letzten Tage ihres Vaters sorgenfrei zu gestalten, darfst Du dann es ihr verbieten?“

„Das sind die alten, landläufigen Redensarten, die man in jedem rührenden Liebesroman lesen kann,“ spottete der Hauptmann, „im wirklichen Leben gestalten sich die Dinge etwas anders. Ob Hertha an der Seite eines Mannes, den sie nicht lieben kann, unglücklich wird, darnach scheint ihr nicht zu fragen; ich aber fühle die Verpflichtung, über das Glück der Geliebten zu wachen, und diese Verpflichtung will ich voll und ganz erfüllen. Und das Eine noch erkläre ich Dir, Hermann,“ fuhr er mit gepreßter Stimme fort, indem er seine Hand auf den Arm des Freundes legte und ihm mit feberglühendem Blick in's Auge schaute, „wenn ich Deiner Schwester entzagen soll, so hat das Leben keinen Werth mehr für mich; warne Deinen Vetter — er oder ich — so lange ich lebe, führt er Deine Schwester nicht zum Altar!“

Er erhob sich nach diesen Worten hastig, und ehe Hermann eine Erwiderung geben konnte, hatte sein Freund schon mit einem kurzen Kopfnicken Abschied von ihm genommen. (Fortsetzung folgt.)

Lektion bei dem Stierkämpfer.

(Bild S. 77.)

Daß Damen mit Stieren gekämpft haben, ist erst einmal in Spanien vorgekommen und der Erfolg war wenig ermutigend. Dieß hindert aber nicht, daß die spanische Frauenwelt sich ganz außerordentlich für den Stierkampf und die Stierkämpfer interessiert. Die Frauen sind die lebhaftesten Theilnehmerinnen bei den blutigen Schauspielen in Spanien und jede Einzelheit hierbei verfolgen sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und großer Erregung, sie sind auch hohausagen keine Kunstverständige und wissen Muth und Eigenthümlichkeiten jeden Kampfes und jeden Kämpfers wohl zu charakterisiren. Die Stierkämpfe sind in Spanien eben ein nationaler Sport, ähnlich den Pferderennen in England, und wird es einer Dame gar nicht übel genommen, wenn sie im Eifer für die Sache sich theoretisch mit dem Stierkampf beschäftigt und das Reizen des Stieres wie den todbringenden Stoß von einem Kämpfer sich lehren läßt. Solch' einen Vorgang stellt unser Bild dar, der, echt spanisch nach Anschauungen, Figuren und Situation, uns mitten in das intime Leben des seltsamen Landes jenseits der Pyrenäen versetzt.

Asiatische Völkertypen.

(Bilder S. 80.)

Rußland hat bekanntlich seine Macht bis in das Herz Asiens ausgedehnt und dort, wo man sich lange die Wiege der Menschheit dachte, gewissermaßen ein eigenes Reich ausgerichtet, als dessen Herz man das Land der ehemaligen Khanate Ghina, Buchar und Cholan, mit einem Worte Turkestan, ansehen darf. Vor allen Zeiten war dieses Turkestan der Tummelplatz der verschiedensten Völker; zu jenen, welche das Land ihre Heimat nennen, gesellen sich die Vertreter von anderen, welche der Handel oder die politischen Wirren in den Nachbargebieten dahin geführt. Auf den Bazaren von Samarkand oder von Buchar begegnen sich die mannigfaltigsten Völkertypen, und unser Künstler hat die wichtigsten dieser Fremdlinge mit feinem Stifte festgehalten. Fremdlinge indeß nur bis zu einem gewissen Grade und insofern, als der Grundstock der Bevölkerung von den turkatarischen Kirgisstajalen und den früher herrschenden Usbeken gebildet wird, die in unserer Sammlung nicht vorhanden sind. Ihnen am nächsten steht wohl der plumpe Mongole, welcher die östlichen Gebirgsländer der aralo-kaspischen Niederung bewohnt und in den Kalmücken des Altai seine vornehmsten Repräsentanten hat. Auch die Benennung Oeläten ist für sie üblich und sie zerfallen in vier Stämme, deren Ursitz die jetzt ebenfalls unter russischem Szepter befindliche Dzungarei ist. Durch Zwistigkeiten im Innern, sowie durch die Bewegungen, welche in Folge der Eroberungszüge Dschingis-Khans eintraten, wanderten einzelne Stämme dieser Westmongolen gegen Westen, wo sie sich in verschiedenen Gegenden niederließen. Bergbewohner wie diese ist auch der kriegerische Vertreter der arischen Rasse, der trotzige Aghane, welchen die englisch-russische Konvention von 1873 zum Herrn über den südlichen Theil Turkestans eingesetzt hat, den er niemals hätte betreten sollen, denn den turkatarischen Eingeborenen jener Gegenden gilt seine verhasste Herrschaft als ein Fluch, von dem sie bloß durch die langsam, aber sicher fort-

schreitende Ausdehnung der russischen Macht bis zu den Pässen des Hindu-Khu Erlösung hoffen. Und ein Fluch anderer Art ist sein arischer Rassenbruder, der Hindu; fast in allen bedeutenderen Handelsplätzen Turkestans ist er als Kaufmann und Krämer ansässig und versteht es gar trefflich, die Rolle zu spielen, welche ihn zum Herrn aller Kreise macht. Im Besitze von Kapitalien und einer weit überlegenen Intelligenz ist der Hindu in Turkestan ein wahrer Blutsauger an dem Marke des Volkes, dem gegenüber dort der Jude eine ganz untergeordnete Rolle spielt. Wie in allen mohammedanischen Ländern sind die Juden in Turkestan auf's Tiefste verachtet und finden nur in der Ausübung gewisser Handwerke, nicht des Handels, ihr nothdürftiges Fortkommen. Unter der Herrschaft der einheimischen Fürsten war ihre Lage die gedrückteste; erst die russische Eroberung brachte ihnen Befreiung und hob ihre Stellung. Den Eingeborenen ist aber heute noch nicht begreiflich, wie die Russen mit diesen Ausgestoßenen verkehren mögen. Nur selten begegnet man dem würdevollen Araber, dem edelsten Typus der Semiten, welchen bloß eine Verletzung von Umständen, als Karawanenführer oder dergleichen, nach den turkestanischen Niederungen zu verschlagen vermag, weit öfter dem unstäten Zigeuner, welcher auch in Mittelasien mit den uns bekannten charakteristischen Zügen in Physiognomie und Sitten sich zeigt. S. v. S.



Spieler.

Das Zahlenspiel. Man schneidet sich eine gehörige Anzahl schmale, längliche Papier- oder Kartonstreifen zurecht, etwa wie nebenstehende Figur und schreibt die Zahlen 1—12 oben auf je 12 derselben, so daß es etwa 20 Häuflein von je 12 Karten gibt (20 für 5 Personen, 24 für 6 u. s. f.). Jeder Mitspieler erhält 4 von diesen Häuflein, also 48 Karten, auf denen jede der 12 Zahlen (1—12) viermal vorkommt; und zwar ordnet Jeder seine Karten so auf dem Tisch (ganz offen), daß alle Einer, alle Zweier u. s. f. je auf ein Häuflein zu liegen kommen, so daß es also 12 Häuflein von je 4 die gleiche Zahl tragenden Karten gibt. Nur der Spielführer behält seine Karten in der Hand und mischt sie gehörig durcheinander. Dann zieht er eine beliebige Karte aus seinem Haufen und ruft die darauffolgende Zahl aus, zum Beispiel 10. Alle Mitspieler nehmen nun eine ihrer 4 mit 10 bezeichneten Karten und legen sie besonders. Nun wird eine neue Zahl ausgerufen; ist dieselbe kleiner als 10, zum Beispiel 8, so legt man sie auf 10, und zwar so, wie nebenstehende Figur zeigt; ist sie größer als 10, so fängt man einen neuen Haufen mit ihr an u. s. f. Aber nur 4 solche Haufen, in denen also die Zahlen abwärts gehen (fallen), dürfen angefangen werden. Es kann daher leicht geschehen, daß man genöthigt ist, eine größere Zahl auf eine kleinere zu legen und so die absteigende Reihenfolge (zum eigenen Nachtheil) zu unterbrechen. Wird 1 ausgerufen, so fängt man damit einen neuen (nicht zu den 4 zählenden) Haufen an, in welchem die Zahlen in ununterbrochener Reihenfolge bis 12 aufsteigen müssen. Sind alle 4 Einer ausgerufen, so hat man also 4 aufsteigende Haufen, und die Aufgabe des Spiels besteht nun eben darin, alle diese 4 bis auf 12 zu bringen, so daß schließlich alle 48 Karten in 4 Haufen schön geordnet (1—12) vor Einem liegen. Zur Auffüllung dieser aufsteigenden Haufen darf man nicht nur die Zahlen, welche gerade ausgerufen werden, benützen (vorausgesetzt, daß sie passen), sondern auch diejenigen Karten, welche auf den 4 absteigenden Haufen zu oberst liegen. Es wird zum Beispiel 1 ausgerufen. Damit fängt man einen neuen Haufen an. Hat man nun aber auf einem der 4 absteigenden Haufen gerade 2 zu oberst liegen, so darf man die betreffende Karte nehmen und auf die 1 des aufsteigenden Haufens legen. Sag unter der 2 auch schon die 3 und vielleicht 4 u. c., so darf man alle diese auf den aufsteigenden übertragen. Je ununterbrochener und regelmäßiger also die Zahlen der absteigenden Haufen auf einander folgen (12, 11, 10, 9, 8, 7 u. c.), desto besser. Ist man genöthigt gewesen, die Reihenfolge zu unterbrechen (7, 9, 8, 10, 12, 11 u. c.), so kann es leicht geschehen, daß die 7 oder schon die 10 für immer vergraben bleibt, wenn man nämlich keine Gelegenheit findet, die höheren Zahlen rechtzeitig wegzubringen, welche auf jenen kleineren liegen. Willkürlich irgend eine Karte, die man gerade braucht, aus einem der Haufen herauszuziehen oder eine höhere Zahl unter eine kleinere zu schieben, ist natürlich verboten. Der ganze Witz des Spiels beruht eben darauf, daß die Karten liegen bleiben, wie sie je nach den ausgerufenen Zahlen und je nach der Berechnung des Spielers gelegt worden sind. Wer schließlich alle 4 Haufen, richtig von 1—12 geordnet, vor sich liegen hat, ist Sieger. Man kann auch jedesmal zusammenzählen, wie viel Jeder zu Stande gebracht, und dann, wenn mehrere Spiele gemacht sind, das Gesamtresultat feststellen. Der Eine bringt zum Beispiel 2 Haufen bis auf 12, den dritten bis auf 10, den vierten bis auf 8, so hat er es im Ganzen bis auf 42 gebracht; ein Anderer hat 12, 12, 12, 10, also zusammen 46; ein Dritter hat 12, 12, 12, 12 = 48, also gewonnen. Die Verbindung von Zufall und Berechnung macht dieses Spiel zu einem sehr spannenden und nicht leicht ermüdenden.

Table with 2 columns and 3 rows. Column 1: 1. Column 2: 10. Column 3: 8.

Der König in seinem Schloß. Um dieses Spiel richtig vornehmen zu können, muß in der Mitte des Spielplatzes eine kleine Erhöhung oder ein Hügel sein. Ein durch das Loos gewählter Spieler besteigt den Hügel und wird der König genannt. Die Aufgabe der Uebrigen ist es nun, ihn von der Erhöhung herunter zu ziehen oder zu stoßen, während er sich auf seinem Platze zu behaupten sucht. Nur bestimmte Stöße und Zupfer sind aber in diesem Spiele gestattet. Keiner darf an den Kleidern des Königs ziehen oder zerrn, nur die Hand, den Arm oder das Bein zu erfassen suchen. Wer dieses Gebot nicht beachtet, muß sich auf den Boden kauern und wird Dummkopf genannt. Der, welchem es gelingt, den König von seinem Thron herunter zu bringen, nimmt dessen Platz ein und ist denselben Angriffen ausgesetzt.

Gayette Georgens.

Das Fingerklopfen. Man stellt sich in einen Kreis und Alles hält die Hände auf eine Schnur, die durch den Kreis gehalten wird. In der Mitte steht Einer und sucht irgend einen der im Kreis um ihn Stehenden auf die Finger zu treffen. Merkt der Betreffende, daß es ihm gilt, so darf er für einen Augenblick die Schnur fahren lassen, aber nur mit einer Hand. Entfernt er beide Hände zugleich von der Schnur, so muß er seinen Platz verlassen und den in der Mitte einnehmen. Ebenso, wenn er auf die eine oder andere Hand getroffen wird. Der Hauptzweck hierbei besteht darin, durch eine plötzliche geschickte Wendung einen Arglosen zu überraschen, während andererseits die die Schnur Haltenden sich auch arglos und nachlässig stellen können, um dann den siegesgewiß auf sie Zuschlagenden aber nicht Treffenden dem allgemeinen Gelächter preiszugeben.



Die Präparate zur Konservierung der Lebensmittel.

Von Arthur Gerson.

(Nachdruck verboten.)

Es darf in heutiger Zeit, wo sich Bacillen, Spaltpilze und alle möglichen und unmöglichen anderen Mikroorganismen einer noch nie dagewesenen Popularität erfreuen, wohl als bekannt vorausgesetzt werden, daß es jene winzigen Gebilde gleichfalls sind, die uns das Ausbleiben der meisten Lebensmittel so schwierig machen. Glücklicherweise kennt man aber nun die schwachen Seiten dieser Kleinen, nämlich die Unfähigkeit, harte Kälte und anhaltende Hitze zu ertragen, wie ohne Sauerstoff und Feuchtigkeit zu existieren, ziemlich genau und vermag so ihrem Fortdauern unter gehöriger Berücksichtigung bezeichneter Lebensbedingungen recht energisch vorzubeugen.

In Eispackung oder Gefrierkammern erhält sich Fleisch lange Zeit hindurch in tadelloser Frische und ist das im Nordpolargebiet jahrelang konservierte Mammuthfleisch ein bereites Zeugnis für die Vorzüglichkeit dieser Aufbewahrungsmethode.

Durch Trocknen, durch Entziehen der Feuchtigkeit, schützt man Früchte aller Art, ebenso Fleisch, durch nur theilweises Eintrocknen, das heißt Kondensieren, auch Milch und andere Flüssigkeiten vor dem Verderben. In den bekannten Konservirungsverfahren werden die miteinander geschlossenen Hüllhäute und Gährungskeime durch Kochen vernichtet und der Zutritt weiterer dergleichen unliebsamen Gäste durch hermetisches Abperrren der Außenluft verhindert.

Die erwähnten Verfahren besitzen nun aber ausnahmslos bei all' ihrer Wirksamkeit den großen Uebelstand, daß sie ziemlich umständlich und nur unter Zuhilfenahme besonderer Apparate auszuführen sind. Darum muß es als ein wahres Glück angesehen werden, daß man jene kleinen Lebewesen nicht nur kalt zu stellen und tot zu machen vermag, sondern daß man ihnen auch die Freude an ihrem zerdrückenden Treiben im eigentlichen Wortsinne radikal „verjagen“ kann.

Welcher Hausfrau wäre es nicht bekannt, daß man durch Einreiben mit Kochsalz oder Salpeter dem Verderben des Fleisches, wenigstens für geraume Zeit, vorzubeugen im Stande ist. Kochsalz und Salpeter sind da, wo nur mäßige Anforderungen in Bezug auf die Zeit der Konservierung gestellt werden und in den Fällen, wo der Salzgeschmack sich nicht störend geltend macht, sondern vielleicht sogar als angenehme Würze empfunden wird, noch heute unübertrefflich und auch bei den meisten neueren Konservirungsverfahren, mit denen wir uns noch im Nachfolgenden beschäftigen werden, wird die Beigabe eines kleinen Prozentjahres dieser altbewährten Salze nicht verschmäht.

Leider vertragen nun — ganz abgesehen davon, daß eingedicktes Fleisch noch immer nicht frisches Fleisch mit dessen Eigenschaften darstellt — viele Stoffe, wie Milch, Früchte und so weiter ihres Geschmacks halber die Salzlösungen absolut nicht und so sucht man schon seit langer Zeit nach Stoffen, die ohne den intensiven Geschmack des Kochsalzes doch dessen erhaltende Eigenschaften besitzen. In Bezug auf leichtere erkreuten sich sehr zahlreiche Substanzen, wie Thymol, Kreosot und vor Allem die Karbolsäure eines tadellosen Rufes, doch bot, wenn nicht gar bei innerlichem Gebrauche giftige Wirkungen eintreten, stets der Geruch und Geschmack ein unüberwindliches Hinderniß. Man stellte sich zum Beispiel Erdbeeren in einer wenn auch noch so schwachen Lösung der Karbolsäure vor.

Die epochemachende Erfindung Kolbe's, die Salicylsäure in großem Maßstabe darzustellen, gab zum ersten Male dem Publikum ein Mittel der gewünschten Art in die Hand, von dem denn auch bald der ausgiebigste Gebrauch gemacht wurde.

Nun war aber einmal der Preis der Salicylsäure und andererseits der Umstand, daß dieselbe bei anhaltendem innerem Gebrauche gewisse nachtheilige Einwirkungen auf den menschlichen Organismus äußerte, Veranlassung, daß die Chemiker in ihr das Universalantiseptikum für Küche und Haushalt noch nicht anerkennen

mochten und weitere Versuche in der bezeichneten Richtung anstellen. Bei diesen zeigten denn endlich die borjuren Salze die gewünschten Eigenschaften und man suchte und fand nun bald allerlei zweckdienliche Mischungen und chemische Verbindungen derselben mit anderen Substanzen, die meist unter der Bezeichnung „Konservirungssalze“ oder „Konservirungssalze“ in den Verkehr gebracht wurden.

Interessant ist das von F. S. Barff erfundene „Voro-glycerin“, eine chemische Verbindung, die durch Erhitzung etwa gleicher Theile krystallisirter Borjuren und Glycerin erhalten wird. Das Voro-glycerin ist eine gelblich transparente Substanz, die sowohl in Wasser, wie in Alkohol zu lösen ist und besonders beim Einmachen von Früchten und Gemüsen treffliche Dienste leistet.

Das bekannte Jannasch'sche Konservirungssalz ist gleichfalls eine chemische Verbindung, die als Folge von dem Erfinder mit der Bezeichnung „Voroocat“ belegt wurde und aus borjuren und salpetersauren Salzen mit Kochsalz besteht. Die chemische Fabrik „Eisenbüttel“ in Braunschweig bringt gleichfalls ein patentirtes Konservirungssalz dieser Gattung auf den Markt, am besten hat aber wohl bisher die Konservirungssalzfabrik Stuttgart ihr Fabrikat, das Leopold'sche Konservirungssalz, den Bedürfnissen des Publikums anzupassen verstanden. So liefert letztere zwei verschiedene Konzentrationen des Salzes, das ganz billige sogenannte „einfache Konservirungssalz“ und außerdem das energischer wirkende „dreifache Konservirungssalz“. Letzteres ist ein Pottaschsalz für Fleisch, Eier, Fett, Darmhandlungen und so weiter und röhlet unter Anderem das Fleisch, während diese Erscheinung bei Anwendung des dreifachen Salzes das für Haushaltungen, Käsereien, Milchwirthschaften und so weiter bestimmt ist, nicht eintritt.

Streut man in ein Liter frischer Milch nur eine Messerspitze dieses dreifachen Salzes, so hält sie sich, je nach der Jahreszeit, zwei bis sechs Tage in unänderlicher Frische und erleidet dabei die Abmagerung keinerlei Störung. Will man Butter vor dem Verderben schützen, so legt man sie in Wasser, in das man per Liter ein bis zwei Theelöffel des einfachen Salzes geschüttelt hat. Eier, die vierzehn Tage lang in einer dergleichen Lösung gelegen haben, können nach der Herausnahme in Kleie oder Sägemehl aufbewahrt werden.

Fügt man jeder Büchse ein zumachender Fruchte oder Gemüse einige Messerspitzen des dreifachen Salzes zu, so erlangt man dadurch eine nicht zu unterschätzende Bürgschaft für die gute Konservirung des Büchseninhaltes. Besonders nützlich erweist sich das einfache Salz noch in Gärtnereien, wo durch Tränken der Wände der Treib- und Vermehrungsbeete die lästigen Schimmelpilze vernichtet, beziehungsweise vermieden werden. Der billige Preis des Fabrikates, dessen absolute Unschädlichkeit und die große Einfachheit der Anwendungsweise räumen demselben eine der ersten Stellen unter allen bis jetzt existirenden Konservirungssalzen ein.

In allerneuester Zeit wird unter der eigenthümlichen Bezeichnung „Sanitos“ ein Präparat als Antiseptikum par excellence, in erster Linie auch zum Aufbewahren von Lebensmitteln, angepriesen, das deshalb bemerkenswerth ist, weil es aus den ätherischen Oelen der Fichte und einer Eukalyptusart dargestellt wird, also organischer Natur ist. Bei der Neuheit dieser Erfindung wird es aber gerathen sein, erst einmal abzuwarten, ob sich bei ausgedehnter praktischer Benützung die an die Sanitospräparate geknüpften hohen Erwartungen auch erfüllen und keine unerwünschten Nebenwirkungen eintreten.

Eine schwimmende Baumschule.

Von den schwebenden Gärten der Semiramis, die vielleicht in Wirklichkeit nie bestanden, sondern in das Reich der Phantasie gehören, oder von den schwimmenden Gärten Sinaggar's haben wohl schon Manche gehört oder gelesen, aber noch nie von einer schwimmenden Baumschule. Der geehrte Leser wird, wenn er die heutige Nummer der „Illustrierten Welt“ zur Hand nimmt und obige Aufschrift liest, wohl denken, daß sei mindestens Jägerlatein. Eine schwimmende Baumschule! Ja gewiß, dieselbe hat Schreiber dieses nicht nur mit eigenen Augen gesehen, sondern ist auf derselben von Paris aus einige Meilen die Seine hinuntergefahren. Der Baumschüler Chappelier hat auf Schiffen eine Baumschule angelegt, wie solche bei der Ausstellung in Paris 1878 das erste Mal zu sehen war. Dieser Chappelier wurde von vielen Ortschaften berufen, über Obstbaumzucht Vorträge zu halten, und hielt es für zweckmäßig, eine transportable Baumschule herzustellen, um seine Instruktionen verständlicher machen zu können. Seine Schiffe sind 35 Meter lang und 6 Meter breit, an beiden Enden befindet sich ein Kabinett, das eine für den Gärtner und Schiffer, das andere zur Aufbewahrung der zu den Vorträgen

nöthigen Lehrmittel: Gartenwerkzeuge, Edelreiser, Bänder etc. Auf dem Mittelraum befindet sich die Baumschule; die etwa hundert Stück Hochstämme, Pyramiden und Spalierbäume sind größtentheils im freien Grunde, einzelne auch in Töpfen eingepflanzt und repräsentieren die genannten Formen in einer Schönheit und Vollkommenheit, wie sie sonst selten zu sehen sind.

Den ganzen Sommer über kann man diese Baumschule von Ort zu Ort die Seine und die anschließenden Kanäle auf und ab schwimmen sehen.

J. Wee.

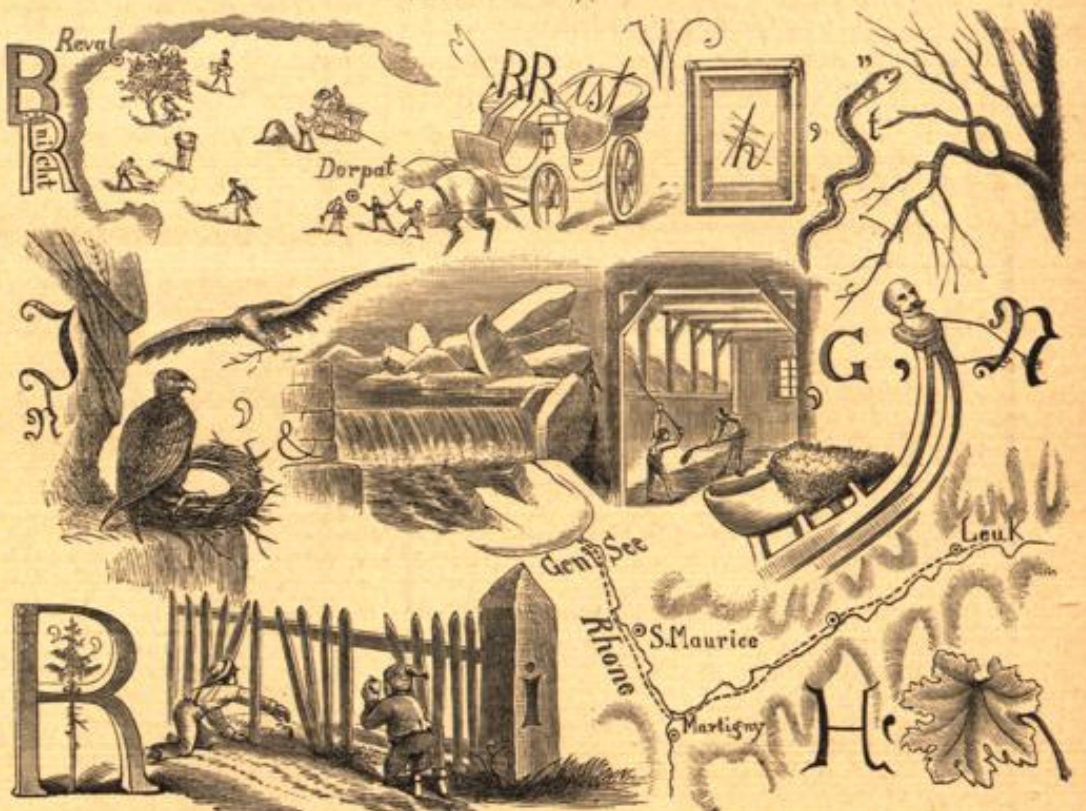
Charade.

Die erste meiner Sylben ist Ein lähn erfahrener Tourist. Rein leichtes Spielzeug nennt Dir ein vortrefflich Instrument. Das Zener immer mit sich führt, Das ihn beim Reiten nie genirt; Es ruht darin — drum ist's ihm lieb, Sowohl sein Nähr- als Wehrprinzip. Das Ganz' ist Bierde untrer Gärten, Auch als Vertleinerer zu verwerten.

Auflösung des Räthfels Seite 59:

Stand, Ständchen.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 59:

Jede Genialität trägt ihre Freisprechung in sich.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. G. Krämer in Hannover. Lampenbirne mit gepreßten Blumen liefert die Luzuspapierfabrik von Carl Barckel, Berlin NO., Georgenstraße 22. Abonnent in Kattowik. Gellius, Berlin, Antiquariat Ledt in Stuttgart. Jede Buchhandlung besorgt Ihnen dies Werkchen. Hr. A. Särder in Stralsund. Sie erhalten eine solche Schule bei Kaver Thumhart in München. E. G. in H. Es heißt anderen! Hr. A. Särder in Kurland. Die Adresse: Bulareß, Hotel Concordia. Hr. B. in A. Stofflich interessant, die Sprache jedoch noch ungelent. „Zerbrochne Trümmerreife“ gleich zu Anfang über. Hr. E. R. in Bellerive. Wir kennen in dieser Art nur flüssigen Kautschuk. Hr. Henriette Flemming in Oppeln. Warum nicht die tierliche, kleine, jedenfalls so warm-gefühlvolle Hand? Wir glauben in diesem Falle lieber nicht an „das tolle Derg“. Hr. J. Grau in Bradfort. Woffel sind in der Jägersprache die Ohren der Hasen. Wie diese beim Fuchsch heißen, ist uns nicht bekannt; auch ein uns bestreudeter Nimrod kennt dafür keinen besondern Namen. A. F. in Bordeaux. Jede deutsche Sortimentsbuchhandlung besorgt Ihnen das. Vielleicht durch Antiquar Ledt in Stuttgart. Für Ihre Zwecke wissend. Abonnent in Rehl. Hinsichtlich der Büchsen mit Nachts leuchtendem Korn wenden Sie sich am besten an das Patentbureau von R. Lüders in Görlitz. Erfinder ist der Pariser Elektriker Troude.

